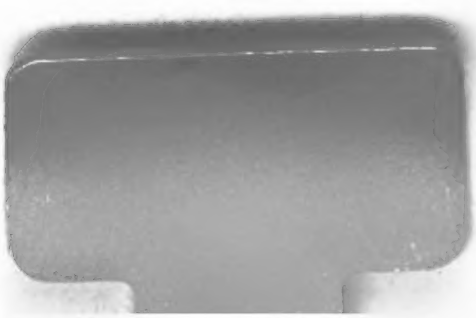
image
not
available

f. o. germ.
673 h
(9, 1/2
Janke



Digitized by Google

<36634235150010

<36634235150010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Janke's
Deutsche Roman-Collection.
Preis für den einzelnen Band 20 Sgr.

Wilhelmine v. Hillern,
geb. Birch.

Ein Arzt der Seele.

Roman.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenomm

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Arzt der Seele.

Erſter Band.

Digitized by Google

Otto Janke's

Deutsche Roman-Collection

Preis pro Band 20 Sgr.

enthält ferner folgende Werke, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

A. von Auer, Fußtapfen im Sande. Roman. 4 Bände.
August Becker, Todt und Lebendig. Erzählung. 1 Band.
A. Brook, Das Schloß in den Ardennen. Roman. 3 Bde.
Bernd von Guseck, Im Herzen von Deutschland. Historische Erzählung. 2 Bände.
George Hesekiel, Zwei Königinnen und ein Simolin. Historische Erzählung. 1 Band.
Ludovica Hesekiel, Eine brandenburgische Hofjungfer. Historischer Roman aus Joachim Nestor's Tagen. 3 Bände.
Anna Loehn, Der Geheimnißvolle. Erzählung. 1 Band.
A. Meißner, Die Sirene. Roman. 1 Band.
L. Mühlbach, Eine Welt des Glanzes. Ein Roman aus der Gegenwart. 3 Bände.
Franz von Remmersdorf, Unter den Waffen. Roman. 3 Bände.
Georg Scheurlin, Der Scharfrichter von Rothenburg. Erzählung. 1 Band.
R. Schweichel, In den Preußischen Hinterwäldern: 1. Der Axtschwinger. 1 Band.
Arthur Stahl, Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman. 3 Bände.
Schmidt-Weißenfels, Der achtzehnte Brumaire. Historischer Roman. 1 Band.
Julius von Wickede, Joachim Slüter oder: **Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.** Historischer Roman. 4 Bände.

Digitized by Google

Ein Arzt der Seele.

Roman

von

Wilhelmine von Hillern,

geb. Birch.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

„Nur ein Mädchen.“

In einer waldumſäumten aber flachen Gegend Norddeutſchlands unweit eines ärmlichen Dorfes lag eine rauchende Branntweinbrennerei, wie man deren häufig auf den Gütern norddeutſcher Adeligen findet, damit verbunden ein großartiges Fabrikgebäude und ein Gehöft mit einem von Unkraut überwucherten Gemüſegarten, einigen Obſtbäumen, welche die Trümmer längſt verfallener Bänke beſchatteten, und einem Wohnhauſe, das zwar ſtattlich gebaut, aber ſo verwahrloſt und ſchmutzig war, wie ſein Wächter, der lechzende, magere Kettenhund, deſſen leerer, ſandiger Freßtrog und ausgetrockneter Saufnapf zeigten, wie lange dem armen Thiere bei der drückenden Juli-Hitze keine Erquickung gereicht worden war. — Wer auf dies Bild einen Blick warf, konnte nicht zweifeln, daß das Innere des Hauſes

ebenso trostlos sei, wie sein Aeußeres, und daß darin keine milde liebesthätige Hand walte, die ein Haus rein und schmuck erhält, einen Garten pflegt, einem Thier seine Nahrung reicht — und wo eine solche Hand fehlt, da fehlt auch den Menschen Pflege und Ordnung, Freude am Schönen und nicht selten am Guten — vielleicht sogar jede Freude und jedes Glück! — Es war Niemand auf dem Hofe und im Garten, nichts regte sich als ein paar leise piepende Hühner, die sachte eines nach dem andern hinter dem Hundehaus hervortrippelten, um sich einen etwaigen Abfall von des Hundes Fressen zu suchen. Ehe sie ganz herankamen, zogen sie ein Bein hinauf, drehten fragend die Köpfe zur Seite und warteten vorsichtig, ob sich dieser wohl rühren würde, sie zu verscheuchen, aber er blieb matt in seiner Hütte, die Schnauze zwischen die Pfoten gelegt und die blutunterlaufenen Augen starr in's Weite gerichtet. Nun schlichen die hungrigen Hühner ermuthigt heran und pickten und suchten um den Freßnapf her, doch vergebens, es war nichts zu finden weit und breit, als trockener Sand.

Neben dem Brunnen stand ein Butterfaß, und eine Bank, auf welcher ein Ballen frischer Butter lag, der vergessen und von der Sonne geschmolzen in das

wuchernde Unkraut herabtroff. Vielleicht dachte der arme ſchmachtende Hund darüber nach, wie ſehr ihm dieſe Verſchwendung zu Gute käme, wäre ſie in ſein Bereich gefallen, denn er ſprang plötzlich auf und lief, ſeine raſſelnde Kette nach ſich ziehend, ſo weit wie möglich von der Hütte weg, als wolle er ſich überzeugen, wie lang denn ſeine Feſſel eigentlich ſei; dann hielt er an, beſann ſich eine Weile und kroch geſenkten Kopfes wieder unter ſein niederes Dach zurück. — Vor einem Fenſter des Erdgeſchoſſes ſtanden ein paar unbegoſſene und verdorrte Cactusſtöcke und einige Flaſchen mit deſtillirten Kräutern; der einen davon mangelte der Kork und ihr Inhalt war mit Mücken und Käfern vermiſcht. — Alles, was weit und breit zu ſehen war, zeugte von Nachläſſigkeit und Unreinlichkeit, aber ihr fehlte die Entſchuldigung der Armuth, denn wie reich der Eigenthümer des Gutes ſei, bewieſen die ausgedehnten Vieh- und Pferde-Ställe, die weitläufigen Oekonomiegebäude und die unabſehbaren Kartoffel- und Kornfelder, welche daſſelbe umgaben. Die Anweſenheit eines Kranken oder Lahmen verrieth ein bequemer kleiner Rollwagen, der auf dem Hofe ſtand und deſſen Lederkiſſen von der Sonne durchröſtet wurden. — Im Hauſe ſchien nur der unterſte und oberſte

Stock bewohnt, denn die Laden des mittleren waren sämmtlich geschlossen und so dick mit Spinngeweben überzogen, daß sie schon seit lange nicht mehr geöffnet worden sein konnten; auch waren die Schwalben vielleicht die einzigen lebenden Geschöpfe, denen das unfreundliche Gebäude ein angenehmes Obdach gewährte, denn sie hatten sich massenhaft angesiedelt und die Gesimse zeigten reiche Spuren ihres Haushaltes. — Die Hühner reckten neidisch blinzelnd die Köpfe zu ihnen empor und hüpften auf die niederen Fenster des Erdgeschosses, um dessen Bewohner an ihr Dasein und ihre Bedürfnisse zu erinnern. Plötzlich aber flatterten sie erschrocken weg, denn aus einem der geöffneten Fenster klang der Schrei eines Kindes so durchdringend und wehklagend, daß der große Hund die Ohren spitzte und wieder unruhig die Länge seiner Kette maß.

In einem niedern Zimmer, einer Art Gesindestube, in welcher die schwüle Luft zum Ersticken verschlimmert war durch den Dunst eines geheizten Plättofens und feuchter Wäsche, welche drei robuste, schweißtriefende Mägde glätteten, stand vor einer alten Commode ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Es war halb entkleidet und das von den Schultern fallende Hemdchen gab ein Körperchen bloß,

ſo zart und ſchmächtig, daß ſein Anblick jeder Mutter die Thränen in die Augen getrieben hätte. Aber es war keine Mutter bei dem Kinde, ſondern eine alte Haushälterin, die mit ihren knochigen Fingern die Kleine verletzt zu haben ſchien, denn ſie hielt ſich laut weinend mit der einen Hand die magere Schulter und weigerte ſich, ein Kleid anzuziehen, das ihr die Frau aufdringen wollte.

„Was giebt es denn ſchon wieder?“ ſchrie eine zornige Stimme aus dem Nebenzimmer. Das Kind fuhr erſchrocken zuſammen, die Alte ging zur Thüre und rief hinein: „Erneſtine iſt wieder ſo ungezogen, daß man es nicht aushält. Sie hat ihr beſtes Kleid zerriſſen, weil ſie behauptet, es ſei verwachſen und thu' ihr weh; es iſt aber nicht wahr, es ſitzt noch ganz gut.“

„Wie kann denn das elende Ding ein Kleid verwachſen haben!“ entgegnete die rauhe Stimme von Innen. „Augenblicklich ziehſt Du es an und machſt, daß Du fortkommſt!“

Das Kind lehnte an der Commode und ſah düſter und trotzig vor ſich nieder.

„Sie thut es nicht, gnädiger Herr, ſie will eben nicht in die Kindergeſellſchaft!“ ſagte die liebloſe Vermittlerin.

„Ich habe Dir befohlen, daß Du hingehſt," — rief der Vater, — „wenn Dir eine Dame wie die Frau Staatsräthin die Ehre erweiſt, Dich einzuladen, ſo haſt Du dankbar zu folgen. Ich will nicht, daß es heißt, ich erzöge meine Tochter wie ein Aſchenbrödel!" —

Die kleine Erneſtine erwiderte nichts, aber ſie heftete einen Blick ihrer großen eingeſunkenen Augen auf die Haushälterin, der dieſe ganz außer ſich brachte, — einen Blick ſo voll Verachtung und Haß, wie ſie in einer Kinderſeele kaum für möglich gehalten werden ſollten. Die Frau ſchlug die Hände zuſammen: „Nein, das böſe abſcheuliche Ding, — Sie ſollten nur ſehen, Herr von Hartwich, wie ſie mich jetzt anſchaut!" Mit dieſen Worten wollte ſie Erneſtinen das Kleid über den Kopf werfen, — doch das Mädchen riß es herab, trat darauf und ſchrie mit ſchäumender Wuth, durch einzelne Thränenſtöße unterbrochen: „Und ich zieh's nicht an und ich geh' nicht zu den fremden Leuten! Ich laſſe mich nicht ſo behandeln. Sie ſind ein boshaftes, ſchlechtes Weib, dem ich nicht gehorchen will!"

„Ei, du meine Güte! — hab' ich in meinem Leben ſolch ein entartetes Kind geſehen?" klagte die

Beleidigte, mit einem heimlichen Grauen auf die kleine Gorgone blickend, die mit aufgelöſten Haaren und fliegender Bruſt vor ihr ſtand.

„Wird das Gezerr da draußen nun ein Ende nehmen?“ wüthete der Vater. „Bin ich unglücklicher Mann dazu verdammt, nichts als Kinder- und Mägde-Geſchrei zu hören? Erneſtine! Da komm' herein!“

Die Kleine begann bei dieſem Befehl am ganzen Leibe zu zittern, ſie wußte, was ihrer nun wartete und ging langſamen Schrittes der Thüre zu. „Wird's bald?“ tönte die Stimme des Kranken. Erneſtine trat ein und blieb unweit des Bettes ſtehen, in dem dieſer lag. „Da komm her!“ rief er und bedeutete ſie mit der rechten Hand, die linke war lahm, ganz nahe zu ſich, während er, als Erneſtine zögerte, fortfuhr: „Du unnützes widerliches Balg, das, ſeit es auf der Welt iſt, noch keinem Menſchen Vergnügen gemacht hat, nicht einmal ſeiner Mutter — denn Dein Daſein koſtete ſie das Leben, Gott hat mir in Dir alle Leiden, aber nicht die Freuden beſchieden, die ein Sohn bereitet, denn Du haſt den Trotz und die Starrheit eines Buben und den armſeligen gebrechlichen Leib eines Mädchens — was fängt man nun

mit solch einem jämmerlichen bösartigen Geschöpf an, das nichts kann, als heulen oder wüthen?"

Bei diesen Worten brach das Kind von Neuem in ein lautes Schluchzen aus und wollte hinauseilen, aber ein donnerndes „Halt, erst Deine Strafe," rief es zurück. Nun wußte Ernestine, was unvermeidlich war und bebend flehte sie: „Nicht schlagen, Vater — o nicht schon wieder schlagen!" Doch unerbittlich befahl sie der Kranke zu sich hin. Die Lippen fest zusammengepreßt, die kleinen Hände krampfhaft verschlungen, trat sie an das Bett. Der Kranke hob die breite harte Hand und ein schwerer Streich fiel brennend auf die durchsichtige Wange des Kindes, das von der Wucht des Schlages zu Boden geworfen ward. „Willst Du jetzt gehorchen — oder willst Du noch mehr?" frug keuchend der Vater. „Ich will gehorchen" — schluchzte die Kleine und erhob sich.

„Zuerst aber bittest Du der Frau Gedike ab!" befahl der zornige Mann.

„Nein," rief Ernestine sich bäumend: „Das thu' ich nicht!"

„Wie, noch nicht gebrochen, der Eisenkopf? Thu's, oder ich zerschlage Dir alle Rippen!"

„Und wenn Du mich umbringst, ich thu's nicht,"

antwortete das Kind und ihre Augen leuchteten seltsam, als der Vater sich im Bette aufzurichten bemühte und den Arm nach ihr ausstreckte.

„O pfui! bist Du bei Sinnen?“ sagte eine melodische Stimme plötzlich hinter Ernestinen. „Ist das eine Art für einen vernünftigen Mann, sich mit einem eigensinnigen Kinde herumzubalgen und den Thierbändiger zu spielen bei einem kranken Kätzchen!“ —

Dann wendete sich der Sprecher zu der Kleinen und sagte freundlich: „Geh', mein Kind, und laß Dich anziehen, Du wirst gewiß recht vergnügt sein bei den schönen kleinen Mädchen!“

Ernestine senkte die langen schwarzen Wimpern und gehorchte still.

Der seltsame Erlöser des gequälten Kindes war ein hochgewachsener, schlanker, fast schöner Mann mit feinen Zügen und einer vornehmen Ruhe, die zwar eher Kälte genannt werden konnte, aber um der gefälligen Form willen, in die sie gekleidet war, einen geziemenden Eindruck machte. Seine Redeweise war leise, wohlklingend und langsam, seine Sprache tadellos reines Deutsch. Ein geistiger Hauch, der auf seinem ganzen Wesen lag, gewann ihm augenblicklich ein entschiedenes Uebergewicht über seine Umge-

bung. Seine Kleidung war einfach, aber geſchmackvoll, ſein Gang leicht und leiſe, ſeine Haltung und Bewegung ſchlangenhaft geſchmeidig, ſein Ausdruck für den unbefangenen Beobachter leutſelig, für den Menſchenkenner jedoch ironiſch und hinterliſtig. —

In Augenblicken der Leidenſchaft wirken ſolche menſchliche Reptile höchſt wohlthätig abkühlend auf die erhitzten Gemüther und hemmen ihre leidenſchaftlichen Ergüſſe wie Eisumſchläge Blutungen ſtillen. — Von ſeinem Eintreten an war der Kranke ruhig, faſt kleinlaut geworden, das Zimmer erſchien ihm plötzlich kühler, er empfand einen angenehmen Luftzug, als die hohe Geſtalt an ſeinem Bett vorüberglitt und ſich in den Lehnſtuhl zu deſſen Häupten ſchmiegte.

„Es iſt ja kein Wunder, wenn man außer ſich geräth“ — entſchuldigte ſich Herr von Hartwich, — „das Balg bringt einen auch auf's Aeußerſte. Wenn man ſo unſägliche Schmerzen leidet und monatelang gelähmt an's Bett gefeſſelt iſt, wie ich, da iſt man gereizt und hat nicht mehr die Geduld eines Geſunden, der den widerwärtigen Scenen aus dem Wege gehen kann!“ —

„Das könnteſt Du auch, mindeſtens indirect, indem Du die Kleine in den oberen Stock hinauf ſchaffen

ließeſt, der nun jahrelang leer ſteht. Du hätteſt ſo wenigſtens Ruhe und müßteſt Dir nicht nachſagen laſſen, daß das ſchwächliche Kind des reichen Hartwich bei ſolcher Hitze in der Plättſtube ſitzen muß, — ich finde das mehr als unrecht — ich finde es unklug!"

„So" — fiel Hartwich heftig ein, — „ich ſoll alſo da oben die Mägde und das Kind treiben laſſen, was ſie wollen, und hier unten ganz verlaſſen liegen? Oder ſoll ich vielleicht gar noch einen theuern Krankenwärter bezahlen, damit man mich gleich als einen Sterbenden ausſchreit und die Fabrikarbeiter meinen, ſie ſeien herrenlos?"

„Das Letztere wird nicht geſchehen, denn dieſe betrachten Dich ſchon lange nicht mehr als ihren Herrn, da ſie wiſſen, daß ich das denkende und leitende Haupt des ganzen Unternehmens bin. Was aber nun die Ausrede mit der Koſtſpieligkeit eines Krankenwärters betrifft, ſo iſt eine ſolche Thorheit nur mit Deinem unerhörten Geiz zu entſchuldigen, der ſich in letzter Zeit bis zur Manie geſteigert hat. Für wen ſparſt und ſcharrſt Du nur zuſammen? Für Dein Kind nicht, denn das haſt Du ja auf den Pflichttheil geſetzt, — für mich noch weniger, — denn Du warſt

mir von jeher ein ächter Stiefbruder und vermachteſt mir Dein Vermögen nur, weil ich Dir ſonſt das Geheimniß meiner Erfindungen nicht überlaſſen hätte, weil Du lieber nach Deinem Tode das Ganze als bei Lebzeiten auch nur den kleinſten Theil hergeben wollteſt. — Ich aber verſichere Dir, daß, wenn — was ja vielleicht gar nicht geſchehen wird — wenn ich Dich je beerben ſollte, ich lieber auf ein paar tauſend Thaler verzichten, als den Scandal einer ſolchen Kindererziehung länger mitanſehen will!"

Der Kranke horchte hoch auf. „Du ſprichſt heute ſehr unumwunden mit mir und rechneſt, wie es ſcheint, ſehr feſt auf die Unabänderlichkeit meines letzten Willens?" fragte er drohend und gereizt.

Ohne eine Miene zu verziehen, fuhr der Andere fort: „Du biſt trotz aller Deiner Sonderbarkeiten und Fehler ein zu rechtſchaffener Charakter, um Offenheit und Ehrlichkeit ſo ſchwer zu beſtrafen, wie Du mir es eben andeuten zu wollen ſcheinſt. Du weißt am beſten, daß ich es gut mit Dir meine und ein ehrlicher Mann bin. Ich hätte Dir große Summen abnöthigen, hätte Dich auf Grund der beträchtlichen Einnahmen, welche durch meine Thätigkeit erzielt wurden, zwingen können, mich zum Compagnon zu ernennen

und dergleichen mehr, aber ich begnügte mich mit dem beſcheidenen Gehalt eines Directors und mit der Gewißheit, daß durch Dein Teſtament — Gott ſchenke Dir ein langes Leben — meinem Kinde, wenn ich nicht mehr bin, eine glänzende Zukunft bereitet iſt. — Ich denke, dieſe Beweiſe von Uneigennützigkeit geben mir auch das Recht, ein freies Wort mit Dir zu ſprechen!“

„Nun wohin zielt denn die weitſchweifige Vorrede eigentlich?“ fragte Hartwich, während ſich eine auffallende Abſpannung ſeiner bemächtigte und ſeine Zunge ſchwerer zu werden begann. „Mach's kurz, denn ich bin ſchläfrig.“

„Nun einfach darauf, daß Du Erneſtinen entweder in den oberen Stock — oder, was das Beſte wäre, aus dem Hauſe thun ſollſt!“

„Aus dem Hauſe — wohin denn?“

„Nun, in ein Inſtitut, wo ſie anſtändig erzogen wird und etwas lernt, damit man ſich dereinſt nicht ſchämen muß, ſie als Verwandte anzuerkennen; das Kind verbauert ja völlig in der Umgebung von Mägden, Knechten und Dorfkindern.“

„Ah pah!“ brummte der Kranke, „was liegt daran!“

„Wenn es Dir auch gleichgültig iſt, was aus Deiner Tochter, ſo iſt es doch mir nicht gleichgültig, was aus meiner Nichte wird und welchen Einfluß ſie, wenn ſie überhaupt am Leben bleibt, auf mein heranwachſendes Töchterchen üben kann. So, wie ſie jetzt iſt, denke ich mit Sorge daran, daß dieſe Kinder in wenig Jahren Spielgefährtinnen ſein ſollen! Lebt ſie bis dorthin noch und iſt hier, ſo werde ich meine Kleine fortſchicken müſſen, ſonſt verdirbt Erneſtine ſie mir ganz und gar! Abgeſehen davon aber, wünſche ich ihre Entfernung auch in Deinem Intereſſe; Du kannſt Dich dem ſtarren verwahrloſten Kinde gegenüber nicht mäßigen und, ſo lange Du ſie um Dich haſt, ſind Scenen, wie die vorige, unvermeidlich. Ich habe aber heute erfahren, daß bereits im ganzen Dorf das Gerede von Deiner „Grauſamkeit“ gegen Dein leibliches Kind geht! — Das wirft ein ſchlechtes Licht auf Deinen Charakter in einem Augenblick, wo Du unſern neuen Nachbarn den Eindruck ſtrengſter Rechtſchaffenheit machen ſollteſt!“

„Ach, das iſt dummes Zeug; wenn ihnen die Fabrik 50,000 Thaler werth ſcheint, ſo kaufen ſie ſie — ob ſie mich für einen Schurken oder Ehrenmann halten!“ warf Hartwich ein.

„Werth ſcheint — ja, das iſt es eben“ — fuhr der ſchlangenglatte Mann fort — „aber zu dieſem Schein gehört mancherlei und unter Anderem auch ein klein wenig Vertrauen auf die Perſon des Verkäufers, — dafür ſind es Menſchen.“ —

„Und Dir liegt der Verkauf gar ſehr am Herzen, weil Du die fünfzehntauſend Thaler Ueberſchuß, die ich Dir zugeſichert, lieber in die Taſche ſteckteſt, als Dein Brod durch Arbeit verdienteſt“ — bemerkte ſarkaſtiſch der Kranke. — „Ein hübſches Geſchenk, das ich Dir da in den Schooß werfe!“

„Ein Geſchenk?“ fragte der Bruder, „eine Entſchädigung für den Gehalt, deſſen ich beim Verkauf der Fabrik verluſtig ginge, — ohne welche ich dieſen unter allen Umſtänden hintertreiben würde! — Daß Du es doch immer wieder verſuchſt, Dir als Großmuth anzurechnen, was lediglich Geſchäftsſache zwiſchen uns beiden iſt. Ich fordere ja von Dir keine Großmuth — Du bezahlſt mich für meine Dienſte — ich diene Dir, weil Du mich bezahlſt; wozu uns ein Gefühl vorheucheln, was wider alle Natur wäre. Wir ſind Stiefbrüder, es wäre eine ſentimentale Verſchrobenheit, wenn wir uns bemühten, einander zu lieben!“

„Wenigſtens giebſt Du Dir nicht die geringſte Mühe, Dich bei mir beliebt zu machen“ — bemerkte der Kranke.

„Wozu ſollt' ich das?“ erwiederte lächelnd der Bruder. „Es muß doch alles in der Welt einen Zweck haben — das aber hätte keinen. Für meine Liebenswürdigkeit ſchenkteſt Du mir keinen Heller, was Du mir giebſt, mußte ich mir durch andere Verdienſte erwerben, als durch brüderliche Zärtlichkeit.“

„Du biſt ein Teufel, den kein Menſch von Fleiſch und Blut lieben kann, und warſt es von klein auf. Wie peinigteſt Du meine arme Mutter! Du weißt nichts von menſchlichen Gefühlen. Wie Du in der größten Hitze immer feuchtkalte Hände haſt, ſo wird auch Dein Herz nie warm. Ich bin bös und jähzornig, aber ſo fühllos, wie Du, bin ich doch nicht. Gott bewahre mich — Du biſt eines von den unheimlichen Weſen, die aus dem Verband mit der Natur ausgeſchieden ſind und deren Leib keinen Schatten mehr wirft, wenn ſie in der Sonne gehen!“ Der Kranke ſchloß erſchöpft die Augen und dicke Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn.

Der Bruder nahm ein feines Tuch und wiſchte ſie leicht und ſorgfältig ab. „Sieh, wie Du Dich wie-

der unnütz aufregst und wie Du übertreibst!“ sagte er in dem lieblichsten wohlwollendsten Tone — „weil ich kein Freund unwahrer Ergüsse und erzwungener Empfindungen bin, — nennst Du mich gefühllos. Weil ich blutleer und nicht zu Wallungen geneigt bin, muß ich gar in Deiner erhitzten Krankenphantasie zum Vamphyr werden! — Ich will Dich jetzt verlassen, sonst rege ich Dich auf. — Beherzige meine Warnungen wegen des Kindes, — denn solch ein Treiben bringt uns Schande und ich finde nichts unerträglicher, als diese!“

Hartwich antwortete nicht, er hatte das Gesicht zur Wand gekehrt und wendete sich nicht um, bis der Bruder lautlos zur Thüre hinaus geschlüpft war. —

Während dieses Gesprächs hatte sich die kleine Ernestine anziehen lassen. Als sie fertig war, ging die Haushälterin hinaus und Ernestine bemühte sich, ihre Füße in ein Paar alter, zu eng gewordener Stiefelchen einzuschnüren.

„Hast recht, Ernstchen!“ hetzte leise eine der Mägde, — „die Gedike ist ein böses Weib und wir können sie Alle nicht leiden — wenn Du sie ärgerst, ist's ihr gesund und freut uns!“

„Ich will sie nicht ärgern, — aber ich hasse sie

— und den Vater auch — er iſt grauſam gegen mich!“ ſagte das Kind mit jenem Ingrimm, durch welchen ſich der wehrlos Mißhandelte ſtets zu rächen ſucht.

„Er iſt aber auch ein wahrer Rabenvater,“ — flüſterte Rieke, die ältere Magd, leiſe der jüngeren zu, aber Erneſtine vernahm es recht wohl mit jenem ſcharfen Ohr, das die Kinder für Alles haben, was ſie nicht hören ſollen. „Er hat ſich immer einen Sohn gewünſcht und von nichts Anderem geſprochen, als von ſeinem Jungen und den Plänen, welche er für den gemacht habe. Als aber endlich das Kind zur Welt kam und kein Knabe war, da ſchrie er ganz außer ſich: „Nur ein Mädchen?“ — ging hinaus und ſchlug im Zorn die Thüre hinter ſich zu, daß es dröhnte. Die junge Mutter — ’s war ein zartes Frauchen — bekam vor Schreck und Kummer Weinkrämpfe und regte ſich ſo auf, daß ſie das Fieber bekam und am dritten Tage ſtarb. Dann packte ihn freilich die Reue, er raufte ſich die Haare und weinte und ſchrie bei der Leiche, aber lebendig machen konnte er ſie doch nicht mehr. Er iſt jetzt ſchwer geſtraft, ſeit ihn der Schlag getroffen, und die Erneſtine iſt vielleicht auch zur Strafe ſo garſtig geworden — aber er ſollte doch wenigſtens an dem armen kränklichen Geſchöpf gut

machen, was er bei seiner Geburt verbrach, statt es zu mißhandeln. — Das Kind kann ja doch nichts dafür, daß es kein Junge ist.“

Ernestine hatte dieser Rede mit klopfendem Herzen gelauscht und nun schlich sie sich sachte hinaus, damit die Magd nicht merke, daß sie etwas verstanden. Draußen blieb sie beim Hunde stehen und wollte ihn streicheln, aber das gequälte, dürstende Thier knurrte sie an. Sie sah, daß er kein Wasser mehr habe, ging mit dem Saufnapf zum Brunnen und füllte ihn. Als sie das Wasser so schön aus der Röhre sprudeln sah, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, ihren brennenden Kopf unter den kühlen Strahl zu beugen. „Ernestine, was ist denn das wieder für eine Unart!“ schrie die Haushälterin zum Fenster heraus, aber schon triefte das Wasser aus den langen Locken des Kindes herab über Schultern, Brust und Rücken. — „Es wird schon in der Sonne trocknen, bis ich zur Frau Staatsräthin komme,“ dachte sie und brachte dem Hunde seinen Trunk; eine zweite Liebkosung wies dieser aber knurrend ab, weil er sich nicht im Saufen stören lassen wollte.

„Nicht einmal der Hund kann mich leiden,“ dachte sie und schlich fort. „Nur ein Mädchen! deshalb ist

der Vater ſo bös, weil ich kein Junge bin?“ und im Weiterſchreiten murmelte ſie das Wort in Einem fort und ihre Füße gingen im Tacte darnach, wie nach einer Melodie: „Nur ein Mädchen, — nur ein Mädchen!“ —

Aus dem Fenſter des oberen Stockwerks ſchauten ihr der Oheim und deſſen Gattin nach. Die Letztere war wenigſtens äußerlich der entſchiedenſte Gegenſatz zu ihrem anämiſchen Gatten. Sie war ungewöhnlich beleibt und ihr lachendes Geſicht zeigte eine ſo mächtige Vollblütigkeit, daß, wenn ihr Mann ſelbſt ein Vampyr geweſen wäre, er ſich jedenfalls von dem angehäuften Vorrath an Blut- und Lebensfülle eine hübſche Zeit nähren gekonnt hätte. Er war aber kein ſolches Ungethüm, wenn er auch die Knappheit ſeines körperlichen Seins mit einem gewiſſen Schmarotzerbehagen durch dieſe üppige Hälfte ergänzte und ihren warmen Lebensathem durſtig einſchlürfte, wie etwa der Frierende und Hungernde den Duft eines warmen Backofens. Eine poetiſchere Vergleichung ließ die fette Frau und ihr Verhältniß zu der feinen durchgeiſtigten Perſon des Gatten nicht zu, denn trotz ihrer ſtrahlenden Schönheit, ihrer breiten buſchigen Augenbrauen

und der glänzendschwarzen Herzkirschen-Augen, trotz des wild gewellten, dicken Haares über einer kräftigen Stirn, trug der ganze Ausdruck des breiten Gesichts mit seinem gedrungenen Doppelkinn und dem aufgeworfenen Mund ein so plumpes, geistloses und grobsinnliches Gepräge, daß ihr Anblick nur die materiellsten Gedankenverbindungen hervorrufen konnte. — Doch dieser Ausdruck bedeutete zugleich, daß, wie groß auch der körperliche und geistige Unterschied zwischen dem Paare sein mochte, — etwas da war, das die Beiden einander verwandt machte — es war das Herz, das bei ihm verknöchert, bei ihr von Speck überwachsen war.

Es giebt Menschen, deren Gemüthsart sich durch die medizinische Benennung „Fettherz" trefflich veranschaulichen läßt. Er kennzeichnet alle jene Gemüther, die keiner Bewegung, keiner gesunden moralischen Thätigkeit mehr fähig sind, weil eine träge Sinnlichkeit sich, wie das Fett im Herzen, hemmend und lähmend darin abgelagert hat. — War auch der Entwicklungsgang im Gemüthe ihres Gatten ein von dem ihren grundverschiedener gewesen, — so fiel doch das Endergebniß übereinstimmend genug aus, um zwischen den Eheleuten jene Harmonie herzustellen, in welcher

gewöhnlich der „Hehler“ mit dem „Stehler“ lebt. Die dicke brünette Frau war eine würdige Gesinnungsgenossin ihres hageren blonden Mannes, und daß sie außerdem Mittel wußte, ihm das Leben angenehm zu machen, die bei Niemanden ihre Wirkung verfehlen, der Geschmacks- und Geruchsnerven hat, bewies der mit köstlich duftenden Früchten, Biscuits und einer in Eis gekühlten Himbeerbowle besetzte Tisch vor dem schwellenden Sopha. — So ertrug denn der feine Denker die Beschränktheit und Plumpheit seiner „bessern Hälfte“ um ihrer körperlichen Vorzüge und der Leichtigkeit willen, mit der sie sich zur Genossin seiner eigennützigen Plane machen ließ, — als Köchin besaß sie ganz und gar seine Hochachtung und die Ehe dieser beiden so verschiedenen Menschen war vollkommen, was man eine glückliche nennt.

„'S ist eine scheußliche Kröte, die Ernestine,“ sagte die zärtliche Tante, ihrer kleinen bleichen Nichte nachschauend, wie sie gesenkten Kopfes dahinschlich, „wenn ich sie auch noch so gut behandle, sie will ja doch nichts von mir wissen; man sagt, Hunde und Kinder merkten, wer sie lieb hat und wer nicht; so muß es das Balg ahnen, daß ich sie nicht mag.“ —

„Ob Du sie leiden magst, ob nicht, ist hier ganz

Nebenſache," entgegnete der Gatte. „Du haſt ſie nicht an Dich zu feſſeln verſtanden und das iſt ein Fehler, — denn der ſchlechte Schein von Hartwichs Grauſamkeit gegen das Kind fällt dadurch auch mit auf uns. Man hält ſie im Dorfe ſchon für ein Opfer liebloſer Erziehung. Der Pfarrer betrachtet ſie wie eine Märtyrerin, deren er ſich als Chriſt annehmen müſſe, der Schullehrer iſt wegen ihres klugen Kopfes für ſie eingenommen, — es fehlte nur, daß dieſe Leute uns auf den Hals kämen und meinem blödſinnigen Bruder noch in der elften Stunde das Gewiſſen rührten, daß er ihr in der Reue Gott weiß welche Vortheile zuwendete! Das wäre ein fataler Streich, und ſolche Leute fallen leicht von einem Extrem in's andere. — Das Kind muß alſo unter jeder Bedingung von ihm fern gehalten werden. Gelingt es mir nicht, ſie von hier fortzubringen, ſo müſſen wir ſie wenigſtens durch Güte an uns ziehen und den Leuten den Mund ſtopfen!" Ein unwilliger Seufzer ſeiner Frau unterbrach ihn. „Ich weiß wohl — es iſt eine läſtige und widerwärtige Pflicht, — aber es wird ja, ſo Gott will, nicht lange dauern. Hartwich iſt übernächtig, — er kann noch ein Jahr leben, er kann aber auch, wenn ein zweiter Schlaganfall kommt, in der nächſten

Stunde weg ſein, — dann magſt Du meinethalben die Laſt abſchütteln und Erneſtine in ein Inſtitut ſtecken. Der Anſtand aber, meine Liebe, muß immer und vor Allem aufrecht erhalten werden, — Du weißt, daß der Anſtand jederzeit die Richtſchnur meines Handelns war. Wie ich es nicht liebe, einen ſchmutzigen Rock zu tragen, auf einem unreinen Tiſchtuch zu ſpeiſen, ſo iſt mir auch jeder Fleck an meinem Namen unerträglich.“

Er hatte ſich während dieſer Rede an den Tiſch geſetzt und die duftende Bowle in einen Becher von Eisglas gegoſſen. Während er ſie mit fein zugeſpitzten Lippen bedächtig prüfend einſchlürfte, warf ſich die Gattin neben ihm ſo ungeſtüm in das Sopha, daß die Sprungfedern knackten und der argloſe Gemahl auf der andern Seite wie auf einer Waage in die Höhe geſchnellt ward, das Gleichgewicht verlor und ſein Getränk auf das reinſte aller Hemden goß. — Er ſchnalzte leiſe mißbilligend mit der Zungenſpitze und wiſchte ſich ſorgfältig ab. „Nun muß ich mich ganz umkleiden,“ ſagte er im Tone ſchärfſten Vorwurfs.

„Das bedeutet nichts Gutes, daß Du Dich gerade bei dieſem Geſpräch vollgeſchüttet haſt,“ meinte verblüfft die abergläubiſche Frau.

„Es bedeutet, daß Du nie lernen wirſt, Dich wie eine Dame zu benehmen!“ war die ruhige Antwort.

„So!“ rief die Getadelte lachend. „Ich muß mir wohl ariſtokratiſchere Manieren angewöhnen, damit ich Deinem Bruder mehr Ehre mache, der ſich in dem Schnaps, den er brennt, den Schlag an den Hals getrunken hat? Ein ſchöner Adeliger, — das muß ich geſtehen!“

„Gerade weil er ſeinem Stande Unehre macht, will ich meinem Stande deſto mehr Ehre machen und darin ſollſt Du mich unterſtützen, ſtatt darüber zu lachen. Und wenn wir ſein Erbe antreten, dann will ich zeigen, daß man nicht in freiherrlicher Wiege geboren zu ſein braucht, um ein Ariſtokrat zu ſein, — und der weggejagte Marburger Profeſſor wird in der Elite der wiſſenſchaftlichen Welt, wie in der Geſellſchaft eine Rolle ſpielen, um die ihn ein Fürſt beneiden kann. — Mit Geld geht ja Alles und wo Geld und Verſtand beiſammen ſind, da fängt man die Menſchen wie Fliegen an der Leimſtange.“

„Ach, das wird herrlich!“ rief die von dieſer Ausſicht hocherregte Frau, goß ſich ein großes Glas Bowle voll und ſtürzte es in raſchen Zügen hinunter.

„Es iſt allerdings ein ſo unerhörtes Glück, daß

man ſo nüchtern ſein muß, wie ich — um den Verſtand nicht darüber zu verlieren!“ ſagte der Mann und ſchaute mit ſeinen weißblauen Augen faſt träumeriſch vor ſich hin.

„Dann halten wir Wagen und Pferde und ich fahre mit Bedienten vor den Läden an! Und Gretchen bekömmt eine franzöſiſche Bonne und wird immer weiß und himmelblau gekleidet. Wir ziehen in die Reſidenz und Du, Leuthold, brauchſt nichts mehr zu arbeiten, kannſt Dich den ganzen lieben langen Tag amüſiren!“ bemerkte die Gattin und warf ſtolz den Kopf zurück, als dächte ſie ſich in die Seele eines ihrer künftigen Kutſchenpferde hinein.

„Glaubſt Du, ich würde dann zum Tagedieb?“ fragte er ſie mit einem ſtechenden Blick: „Nein, gewiß nicht! Wenn ich die zehn Gebote zu machen gehabt hätte, ich hätte ſtatt des ſiebenten Gebotes geſetzt: „„Du ſollſt dem lieben Gott den Tag nicht ſtehlen!““ denn kein Dieb erſcheint mir ſo verächtlich, wie der Tagedieb!“

Die Frau lachte und zeigte zwei Reihen der ſchönſten Beißwerkzeuge, deren Stärke ſie gleich darauf durch das Aufknacken von Haſelnüſſen erprobte. —

„Glaubſt Du,“ fuhr Leuthold fort, „ich würde

mich mit dem Ruhm, ein reicher Mann zu sein, begnügen? Nein, mich dürstet nach anderen Ehren. Sobald ich die Mittel in Händen habe, nehme ich meine alte Wissenschaft wieder auf und dann will ich etwas leisten, was mir die armen Teufel, die täglich ein paar Stunden Colleg lesen müssen, nicht nachmachen werden! Und ein chemisches und physiologisches Laboratorium will ich mir errichten, wie es manche Universität nicht aufzuweisen hat. — Ach — wenn ich einmal all des verhaßten Zwangs, all der elenden Handlangergeschäfte in der rauchenden, stinkenden Fabrik entledigt bin, — dann will ich mich baden in der freien frischen Strömung der Wissenschaft und mir einen Namen machen, der sich den ersten unserer Zeit zur Seite stellt."

„Das ist das ganze Glück, das Du Dir ausmalst?" fragte geringschätzig die Frau.

„Es giebt kein größeres Glück, als eine Rolle in der Welt zu spielen durch eigenes Verdienst, — und hat mich meine Armuth bisher daran verhindert, so soll mir nun bald mein Reichthum dazu verhelfen, indem er mich unabhängig macht. Wer unabhängig ist, kann seine Talente zur vollen freien Entwicklung bringen, während oft die höchste Begabung sich vor

der Zeit erschöpft an der harten Nothwendigkeit des Broderwerbs. — Es ist ein köstlich Ding, arbeiten dürfen, was man *will*! Ebenso köstlich, — als es eine Verdammniß ist, arbeiten *müssen*, was man *nicht* will!" Er strich sich über die glatt anliegenden spärlichen Haare und murmelte mit einem Seufzer: „Es ist kein Wunder, daß ich kahl wurde, — wo sollte die Kraft herkommen, die noch *ein* Haar auf meinem Scheitel erzeugte, nachdem ich zehn Jahre lang dieser Verdammniß unterworfen war! Das zehrt das Mark aus den Knochen und das Blut aus den Adern."

Die Frau sah ihn verwundert an. „Aber Leuthold, ich habe Dir doch immer so kräftig gekocht!"

Leuthold blickte auf, wie aus einem Traume erwachend, dann gingen seine Züge in jenen Ausdruck der Ironie über, die seine unbefangenen Mitmenschen immer für die wohlwollendste Freundlichkeit hielten. „Du hast recht, Bertha!" sagte er dann, „Dein oberster Grundsatz ist: Essen und Trinken, — der meine: Denken und Arbeiten. Wie viel praktischer der *Deine* ist, zeigt Figura deutlich!" Er blickte lächelnd auf die ungeheuren Formen seiner Ehehälfte.

„Na warte nur, — wenn wir erst in der Resi-

denz ſind, will ich Dich ſchon herausfüttern. Gieb Acht, was ich Dir jeden Tag für Diners hinſtellen werde!“ ſagte Bertha.

„Das wird auch nöthig ſein, denn wir werden oft Tiſchgäſte haben. Weißt Du, die Menſchen ſind darin wie die Hunde, — wo ſie Braten riechen, da gehen ſie gerne hin; mit guten Diners macht man ſich die beſten Freunde und die wichtigſten Streitfragen ſind ſchon oft durch den Gaumen entſchieden, die wärmſten Gefühle durch ein Glas Wein eingeflößt worden! — Man hat ſolche Freunde freilich nur, ſo lange man ihnen zu eſſen giebt, — aber das können wir ja thun, ſo lange wir ſie *brauchen*, nachher wären ſie doch nur unnützer Ballaſt, den man über Bord wirft.“

„Ja, da haſt Du recht, Du biſt doch ein gar zu kluges Kerlchen!“ rief Bertha und verſuchte ihren Gemahl mit begeiſterter Bewunderung in die Wangen zu kneifen, mußte jedoch wegen Mangels an dem hiezu erforderlichen Material von ihrem Vorhaben abſtehen. — „Ach Gott!“ rief ſie mit der liebenswürdigſten Naivetät, vergnügt wie ein Kind in die Hände klatſchend, „wenn er nur bald ſtürbe!“

Der Gatte ſah ſie ſtreng an. „Ich hoffe, daß,

wenn der Fall, den ich so sehnlich herbeiwünsche, wie Du, wirklich eintritt, kein menschliches Auge etwas Anderes an Dir zu sehen bekommt als Thränen! Und wärst Du zu ungeschickt, sie zu heucheln, — so müßte ich dafür sorgen, daß Du sie wirklich vergießest, — denn der Anstand muß gewahrt werden, koste es, was es wolle! Das merke Dir.“ —

Bertha faltete entsetzt die Hände. „Gott sei mir gnädig! Ich glaube, Du wärst im Stande, mich alle Tage so lange zu peinigen und zu martern, bis meine Augen das nöthige Maaß Salzwasser vergossen hätten! Das sähe Dir ähnlich; Dir geht zuletzt noch das Urtheil der Leute oder der Anstand, wie Du's nennst, über Weib und Kind und über Alles.“

Sie war aufgesprungen und man hörte deutlich das Geräusch ihrer arbeitenden Lungenflügel. Leuthold betrachtete sie mit Wohlgefallen, wie sie so vor ihm stand mit rollenden Augen und aufgeworfenen Lippen. Es war doch einmal eine Bewegung über sie gekommen, freilich nur die des Zornes, aber da das Genie immer leidenschaftlich ist, so sieht auch umgekehrt die Leidenschaft oft genial aus und leiht den unbedeutendsten Menschen einen vorübergehenden Nimbus.

„So gefällst Du mir!“ sagte Leuthold, zog sie

zu ſich herab und ließ behaglich ſeine kühle Hand über ihre warmen Schultern gleiten. In demſelben Augenblick erſcholl aus dem Nebenzimmer die Stimme eines Kindes. „Gretchen wacht auf,“ rief Bertha, vergaß ihren Zorn und ging mit ſo ſchnellen Schritten hinein, daß ſich die Dielen unter ihrer Laſt ächzend bogen und der Gatte die Erderſchütterung auf ſeinem Sopha ſpürte. Bald kehrte ſie zurück mit einem hübſchen, etwa dreijährigen Kinde auf dem Arme, das ſie trotz ſeiner Stärke und Größe auf- und nieder ſchaukelte, wie einen Gummiball. Sie warf es nun mit mütterlichem Stolz ihrem Manne auf den Schooß und dieſer preßte das ſchwere Fleiſchklümpchen an den ſchmalen flachen Bruſtkaſten, den es in der Wucht des Falles faſt eingedrückt hätte. Er liebkoſte entzückten Angeſichts das Kind, aus ſeinen Augen brach ein Strahl, wie wenn die Winterſonne über einer Schneelandſchaft aufgeht. Denn er beſaß nicht nur Vaterliebe, ſondern auch etwas, das dieſer zum Verwechſeln ähnlich iſt: Vater-Eitelkeit! —

„'S iſt merkwürdig,“ ſagte die glückliche Mutter, „wenn man denkt, daß das Dein Kind iſt!“ —

„Weshalb?“ fragte Leuthold überraſcht.

„Ei nun, daß ſolch ein ſchwächlicher hagerer

Mann, wie Du, ſolch dickes Rieſenmädchen zur Tochter haben kann! — Das kommt mir gerade vor, als ob ſo ein dünner Aehrenſtengel gleich Groſchenſemmeln ſtatt Körnern trüge!" Sie lachte unbändig über dieſen Einfall, ohne zu bedenken, daß der Gemahl ſich eben nicht ſehr geſchmeichelt dadurch fühlte. „Man ſagt," fuhr ſie fort, „was lange währt, wird gut! — Na, 's hat lange gewährt, bis wir das Mädel bekamen, aber es wurde auch gut!" Dann ſteckte ſie die kleine runde Hand des Kindes in ihren geräumigen Mund, als wolle ſie ſie abbeißen und machte „Wau, wau, wau!" Die Kleine jauchzte und dieſer, eine Mutter ſo ſehr entzückende Ton verfehlte ſeine Reflex-Wirkungen auf Bertha's Kehle nicht, ſie jauchzte mit, daß es ihrem zarten Gemahl in die Ohren ſchrillte. „Wenn nur der Molch, die Erneſtine, ein Junge wäre, da könnte ſie Gretchen einmal heirathen und man hätte doch gleich einen Mann für das Mädel," meinte ſie nach einer Pauſe.

„Schwatze doch nicht ſo thöricht," ſagte Leuthold, „einen Sohn würde Hartwich eben ſo leidenſchaftlich lieben, als er Erneſtine haßt, und einem Sohne hätte er ſein ganzes Vermögen vermacht. Dem unerhört günſtigen Zufall allein, daß Erneſtine nur ein Mäd-

chen iſt, verdanken wir das Glück, ihn zu beerben! Geſetzt aber auch, alles wäre, wie es iſt und Erneſtine wäre ein Knabe — meinſt Du, ſo wohlfeil würde ich einſt meine Tochter hergeben? Nein, unſer Gretchen wird eine ſo glänzende Parthie, ſo ſchön und ſo reich, daß ich ſie wahrlich nicht an einen Herrn von Hartwich vermählte. Dies Prachtexemplar wird mich einmal zum Schwiegervater eines großen Staatsmanns, eines berühmten Gelehrten — oder doch wenigſtens eines Grafen machen!“

„Und mich zur Gräfin-Mutter!!“ rief die Gattin in Wonne zerfließend. —

Erneſtine hatte indeſſen ihren Weg fortgeſetzt. Langſam ſchritt ſie über die weitgedehnten Kartoffelfelder in dem, durch keinen Baum oder Strauch gehemmten Brand der Vieruhrſonne. Der enge Leib des verwachſenen Kleidchens preßte die kleine Bruſt zuſammen, daß ſie öfter ſtehen bleiben mußte, weil ſie zu erſticken glaubte, der Schweiß rann an ihr herab, als müſſe das kraftloſe Körperchen ſeine letzten Säfte hergeben. Die Sonnenſtrahlen ſammelten ſich wie glühende Dolchſpitzen auf ihrem Scheitel — und doch mußte ſie weiter und durfte nicht zurück; die

Furcht vor dem Vater war noch größer als die Qualen, die sie litt. Lieber von den goldenen Sonnenstrahlen gestochen, als von der rohen Faust des Vaters zerschlagen werden! Aber doch konnte sie nicht umhin, bitterlich zu weinen, daß Alle so erbarmungslos gegen sie waren. Was hatte sie nur verschuldet, daß der Vater sie so haßte? sie konnte ja nichts dafür, daß sie häßlich und daß sie — kein Junge war! — „Ach, warum mußt' ich ein Mädchen werden?" schluchzte sie und setzte sich todesmatt in das graue, verbrannte Kartoffelkraut auf die harten ausgetrockneten Schollen. Sie umschlang mit beiden Armen ihre Knie und dachte darüber nach, warum denn Knaben etwas besseres seien, als Mädchen, und ob sie denn nicht am Ende auch vollbringen könne, was jene vollbrächten? — Der Schullehrer sagte ja ohnehin immer, sie lerne besser und sei klüger als die Buben! Was fehlte ihr denn nun noch? Die Kraft und die Wildheit und der Muth! Ja, das war freilich viel — aber ließ sich denn das nicht erringen mit der Zeit? — Sie dachte ernst darüber nach. Sie wollte ihre Kraft üben; sie hatte einmal gelesen, wie ein Mann ein Kälbchen herumgetragen und, weil er dies jeden Tag gethan, es gar nicht gemerkt hatte, wie das Kälbchen

allmälig wuchs und ſchwerer wurde, ſo daß er zuletzt auch den mächtigen Stier noch heben konnte. So wollte auch ſie es machen; ſie wollte erſt kleine, dann immer größere Laſten ſchleppen, bis ſie die größten zu bewältigen vermochte. Und wild konnte ſie auch ſein, wenn ſie nur durfte, und ihre Aengſtlichkeit wollte ſie ſich gleichfalls abgewöhnen. Dann, hoffte ſie, werde der Vater ſchon zufrieden ſein! — Sie ſprang getröſtet auf und ging weiter. Der Vorſatz ſtand nun feſt in ihr, — ſie wollte werden wie ein Knabe! —

Zweites Capitel.

Das Märchen vom häßlichen jungen Entlein.

Nach einer Stunde erreichte Erneſtine ein ſchönes weitläufiges Gehölz und, als ſie dies durchſchritten, einen Garten, an deſſen Ende ein prachtvolles Landhaus ſtand. Vor dem Hauſe war ein weiter Raſenfleck, auf dem ſich eine Schaar munterer Kinder tummelte und in deſſen Mitte der hohe Waſſerſtrahl eines Springbrunnens glänzende Glaskugeln auf und nieder trieb. Vor den geöffneten Thüren eines in den Garten führenden Salons ſaß eine Geſellſchaft elegant gekleideter Damen und Herren, Diener in funkelnder Livree reichten Erfriſchungen auf ſilbernen Platten umher. Erneſtine ſtand wie geblendet von aller der Pracht und Herrlichkeit. Sie wagte nicht, heranzutreten. Wie ſollte ſie? An wen durfte ſie ſich wenden? Niemand kam ihr entgegen, Niemand redete ſie an. Der

Schweiß brach ihr von Neuem aus, ihre Verlegenheit war unbeſchreiblich, als plötzlich die ſchönen, reich gekleideten Kinder auf dem Raſenplatz ihr Spiel unterbrachen und mit verwunderten Mienen nach ihr hinſahen. Erneſtine bemerkte, wie ein kleines Mädchen das andere am Kleide zupfte und mit dem Finger nach ihr zeigte. Sie verſtand ganz deutlich wie einige fragten: „Was will denn die?“ — Sie war nahe daran, wieder umzukehren, aber in dem Augenblick hatte man ſie in der Geſellſchaft vor dem Hauſe bemerkt und einen Bedienten nach ihr geſchickt, ſie zu fragen, wen ſie ſuche. Es flimmerte ihr vor den Augen, als der große Mann mit vornehmer Haltung auf ſie zuſchritt und ſie ſcharf anredete: „Was willſt Du hier?“

„Nichts,“ erwiderte Erneſtine, „ich wäre gar nicht gekommen, wenn ich nicht genußt hätte!“

„Wer biſt Du denn?“ fragte der Bediente.

„Ich bin ja Hartwichs Erneſtine!“

„Ah, ſo!“ ſagte er jetzt mit einer kurzen Verbeugung; „das iſt etwas Anderes, Sie ſind eingeladen. Darf ich bitten?“ mit dieſen Worten führte er die willenlos Folgende zu den Damen und meldete: „Fräulein von Hartwich!“

Aller Augen richteten ſich nun mit Blicken auf Erneſtine, die ärger ſtachen und brannten als vorher die Sonnenſtrahlen. Die Leute dachten nicht daran, daß das kleine ſtille Weſen, das vor ihnen ſtand, eine Seele habe, ſo zart beſaitet und ſo hoch geſpannt, daß jeder Hauch von Verachtung, der darüber rauſchte, einen ſchrillen Mißklang, einen ſchmerzlichen Aufruhr darin hervorbrachte; ſie betrachteten nur mit der Rückſichtsloſigkeit, welche gewöhnlichen Kindern gegenüber ganz in der Ordnung iſt, die ſchwarzen, ſchlaff herabhängenden Locken, die eingeſunkenen Wangen, die altklugen, ſcharfen Züge des bleichen Geſichts, die finſtern, tiefliegenden Augen mit dem ſcheuen, unſichern Blick, die bitter verzogenen, feſtgeſchloſſenen Lippen und endlich die abgezehrte Geſtalt mit dem verwaſchenen kurzen Kleidchen und den ſchmalen, aber langen Füßen und Händen. — Bei den meiſten Menſchen ruft ein häßliches Aeußere mehr Widerwillen als Mitleid hervor und um dies vor ſich ſelbſt zu beſchönigen, bilden ſie ſich dann ein, der arme Häßliche habe einen „unangenehmen Ausdruck;“ ſie können ihm ſo einen Vorwurf aus ſeiner Häßlichkeit machen, als ſei dieſe durch die Häßlichkeit der Seele ſelbſt verſchuldet worden, und ihr Widerwille iſt ſcheinbar gerechtfertigt.

In dieſem Falle befanden ſich nun Alle, die das ſeltſame Kind ſahen. Es war, als ſögen ſie ſämmtlich mit den Augen das Gift ein, das Erneſtinens kleinen Körper verzehrte, das Gift des Haſſes, das ihr Vater und ihre ganze Umgebung in ihre junge Bruſt geträufelt hatten, und als wirke dieſes Gift ſogar in den Fremden auf ſie zurück. Dies empfand die Kleine mit wunderbar ſicherem Inſtinkt und wo einer jener lieblos forſchenden Blicke hinfiel, da war es ihr, als werde ihr eine Sonde in eine Wunde geſenkt und wenn ſie auch nicht verſtand, was die Damen ſich franzöſiſch zuflüſterten, ſie hörte am Ton, in dem ſie ſprachen, daß es Spott und Mißfallen war. Sie ward ſich plötzlich gegenſtändlich, wie in einem Spiegel; ſie betrachtete ſich mit den Augen jener Leute und ſie ſah, was ſie nie geſehen hatte, daß ſie grenzenlos häßlich und linkiſch, daß ſie ſchlecht gekleidet ſei und glühend ſtieg die Scham in ihr auf, die Scham über ihr armes unſchuldiges Daſein. Sie hatte in der einzigen Minute vom Baume der Erkenntniß gegeſſen, einer Erkenntniß, die Tauſende früher oder ſpäter aus dem Paradies kindlicher Unbefangenheit treibt: der des eigenen Unwerths! Sie war in jenes Stadium getreten, wo der Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, weil

er ſich ungeliebt, unbegehrt ſieht, wo er ſich ſelbſt verachtet, weil er ſich verachtet ſieht, ſich ſelbſt häßlich findet, weil er Niemandem gefällt. Was ſie auch bisher gelitten, ſie war immer noch mit ſich im Frieden geweſen, jetzt auf einmal war ſie in Feindſchaft mit ſich und der ganzen Welt gerathen. Es ſchnürte ihr den Hals zu, — es ſchwindelte ihr und heiße Thränen quollen ihr aus den Augen. — Da kam aus dem Salon eine große ſtattliche Frau hinzu. „Frau Staatsräthin," rief ihr eine Dame mit unverkennbar ſpöttiſcher Miene entgegen, „Sie haben einen neuen Gaſt bekommen!"

„Das iſt wohl die kleine Hartwich?" fragte die Wirthin und gab ſich ſichtlich Mühe, ihr Befremden über die Erſcheinung Erneſtinens hinter einem gütigen Tone zu verbergen; ſie reichte ihr die Hand: „Guten Tag, mein Kind, — es iſt recht, daß Du kommſt. Willſt Du nicht eine Erfriſchung zu Dir nehmen? Du biſt erhitzt, — Du wirſt doch nicht den ganzen Weg zu Fuße gemacht haben? — Ja?! o, das iſt aber gar zu viel bei der Hitze! — Ein ſo zartes Kind!" ſagte ſie mit einem Blick des Mitleids zu den Andern. Sie miſchte nun ſchnell einen Teller Himbeeren mit Zucker und nöthigte Erneſtine, ſich zu ſetzen und zu

eſſen, — aber die Uebrigen ſahen ſie immer noch ſo durchdringend an, — ſie vermochte kein Glied zu regen, ſie vermochte kaum, den Teller zu halten, wie ſollte ſie gar eſſen, während alle die Leute ihr zuſchauten, ſie hätte vor Zittern den Löffel nicht zum Munde führen können.

Sie würgte die immer reicher aufquellenden Thränen hinunter, ſo gut es ging, denn ſie ſchämte ſich auch, zu weinen und ſagte leiſe:

„Ich möchte wieder nach Hauſe!“ —

„Nach Hauſe?“ rief die Staatsräthin, „ei, das kann nicht ſein, mein Kind, Du haſt Dich ja noch nicht einmal ausgeruht und biſt ſo angegriffen! Komm', liebe Kleine, ich bringe Dich in ein kühles Zimmer, wo Du Dich ein wenig erholen kannſt, ehe Du mit den andern Kindern ſpielſt!“ Sie nahm Erneſtinen an der Hand und führte ſie in das Haus, durch mehrere prachtvolle Salons in ein kleineres, aber hohes Gemach mit geſchloſſenen Läden und grüner Damaſteinrichtung, in dem es ſo ſtill, ſo dunkel und friſch war, wie in einem Wald. Auch an Duft fehlte es nicht in dem kühlen Raum, denn auf dem Tiſch ſtand ein Glaskörbchen mit den herrlichſten Roſen.

Erneſtine war ſprachlos vor Bewunderung über

all das Schöne, was sie hier umgab. Sie hatte in ihrem Leben noch kein so prächtiges Zimmer gesehen, keine so reine Atmosphäre geathmet. Die Staatsräthin hieß sie, sich auf einen der grünen Damastdivans legen, was sie jedoch nur nach langem Sträuben und erst that, nachdem sie ihre staubigen Stiefel ausgezogen hatte, ohne zu bedenken, daß dadurch ihre zerrissenen Strümpfe zu Tage kamen, und als nun die Staatsräthin mit einem freundlichen „Schlafe wohl, liebes Kind!" weggegangen und sie allein war, da brach eine Fluth neuer Empfindungen über sie herein. Die Bitterkeit des eben Erlebten, die schmerzliche Freude über die Güte der Staatsräthin, der Zauber, den Pracht und Reichthum auf jedes Kindesherz üben, das Alles wogte in dem kleinen Kopfe wirr durcheinander. Die Einsamkeit in dem kühlen Gemach wirkte jedoch bald beruhigend auf sie. Das grüne Dunkel that ihren verweinten, sonnengeblendeten Augen so wohl, sie fühlte sich so selig geborgen vor den bösen stechenden Blicken; es war so kühl und still hier, so still, daß sie das Rauschen ihres eigenen Blutes zu hören glaubte. Sie dachte an ihre Plättstube und an des Vaters dumpfes Krankenzimmer daheim. Welch ein Unterschied war das! Ach hätte sie für immer

hier bleiben dürfen! „Wie ist es möglich, daß Menschen böse sein können, die es so gut haben, und daß sie sich über ein armes Kind lustig machen können, das dies Alles entbehrt?“

Aber die Frau Staatsräthin, der die Zimmer gehörten, die war doch gut, — ach, wie gut! Aber so ganz anders, als Alle daheim, — so — wie nur? So vornehm! — Ja zu Hause waren Alle mit ihr verglichen gemein — und Erneſtine ſelbſt war gemein, und wenn die Dame ſie es auch nicht fühlen ließ, ſie fühlte es doch und ſchämte ſich auch vor der gütigen Frau. Und wenn dieſe Dame nun erſt geſehen hätte, wie ungezogen ſie heute war, wie ſie ihr Kleid abgeriſſen und mit Füßen getreten und Frau Gedike ein böſes Weib geſchimpft hatte.

Sie wurde roth bei dem Gedanken und nahm ſich vor, nie und in keinem Augenblick mehr ſo zu ſein, daß die Frau Staatsräthin ſie nicht ſehen dürfte! Das äſthetiſche Gefühl war plötzlich in dem Kinde erwacht, aber es flatterte noch wie ein ſcheuer Vogel hin und her; von den Ihren fühlte es ſich abgeſchreckt, an die neue Umgebung wagte es ſich nicht anzuſchließen, weil ſie ihm noch zu fremd war.

Welch' ein innerer Adel ſie vor Tauſenden ge-

wöhnlicher Kinder auszeichnete, deſſen war ſich die Kleine nicht bewußt, ſie war nur tief zerknirſcht über den Vergleich, den ſie zwiſchen ſich, jener Frau und jenen glänzenden Kindergeſtalten, die ſie ſo anmuthig auf der Wieſe umherſchweben geſehen, anſtellte und dieſe Zerknirſchung, dieſer Ekel vor ſich ſelbſt war eben der Beweis, wie fern ihrer jungen Seele das Gemeine, das Unſchöne war, das man ihrer Außenſeite anerzogen. — Ueber all dieſen und ähnlichen Gedanken kam ihr der Schlaf, ſie ſtreckte ſich auf dem weichen Lager behaglich aus. Das Klopfen ihres Herzens, der ſchmerzhafte Andrang gegen das Gehirn ließ nach und das allmälig ſchwächer werdende Sauſen und Brauſen in ihren Ohren ſang ſie, wie ein eintöniges ſanftes Schlummerlied, ein. —

Vor dem Hauſe war indeſſen von nichts Anderem die Rede, als von dem Kinde und ſeiner Familie. Man fand es unerhört, daß ein Freiherr von Hartwich ſeine Tochter ſo verwahrloſen ließ, man hatte ihn zwar nie für einen ächten Ariſtokraten gehalten, denn ſeine Mutter war von niederer Herkunft, die ſie auch dadurch bekundete, daß ſie als Wittwe des alten Hartwich wieder in ihre klein-bürgerlichen Kreiſe zurückkehrte und den heruntergekommenen, gleichfalls ver-

wittweten Fabrikanten Gleißert ihrem adeligen Sohn zum Stiefvater gab, daß sie die verschuldeten Fabriken des Gatten an sich kaufte und sie dem jungen Hartwich mit der Bedingung hinterließ, sie fortzuführen, was diesem sehr unlieb war. — Gleißert besaß einen Sohn aus erster Ehe Namens Leuthold, welcher studirt und seinem Bruder nicht viel Ehre gemacht haben sollte — es war derselbe, der hier bei ihm lebte. —.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Ankunft eines ältlichen Herrn, der in einer bestäubten, aber eleganten Equipage vorfuhr. Eine Menge Ordensbänder zeigten, daß er eine bedeutende Stellung bekleidete, aber daß sein Erscheinen noch von besonderer Wichtigkeit für die Frau des Hauses sei, bewies die Hast, mit der sie ihm entgegeneilte und das leise Zittern der Hand, die sie ihm entgegenstreckte. „Vivat," rief er ihr entgegen, „Ihr Johannes hat die erste Note bekommen — glänzendes Examen — seit zehn Jahren kein solches erlebt!"

„Gott sei Dank!" — hauchte die Staatsräthin aufathmend.

„Ja, ja!" — fuhr der freundliche Herr fort. „Superber Junge — können sich gratuliren zu solch

einem Sohn. Nicht eine Frage gefehlt — nicht eine! Und mit einer Ruhe und Sicherheit geantwortet und ohne die leiſeſte Spur von Arroganz — Potz Tauſend noch einmal — ich wollte, ich hätte geheirathet und hätte nun auch ſolch einen Sohn. — Na" — ſagte er, ſich zu einem Knaben von ungefähr vierzehn Jahren, der mit ihm gekommen war, umwendend — „wirſt vielleicht auch einmal ſo — halt Dir nur den Johannes immer vor Augen. Sie erlauben doch, meine Gnädige, daß ich Ihnen den Sohn eines verſtorbenen Freundes, Ferdinand Hilsborn, vorſtelle? Sie wiſſen, er verlor vor einigen Monaten ſeine Mutter und iſt nun mein Adoptivkind."

Die Staatsräthin reichte dem Knaben die Hand und ſprach mit tiefem Gefühl: „Wenn ich auch Ihre Frau Mutter nicht kannte, ſo beklage ich ſie doch auf's Innigſte, daß ſie von hinnen mußte, bevor ſie einen Augenblick erleben konnte — wie der iſt, den mir eben Ihr Pflegevater durch ſeine Nachricht bereitet!"

Dem ſanften Knaben traten bei dieſen Worten die Thränen in die Augen.

„Denken Sie, meine Freunde," ſagte die Staatsräthin nun zu der Geſellſchaft gewendet, „Johannes hat mir den Tag ſeines Examens verheimlicht, um

mich zu überraſchen, ich errieth es erſt dieſen Nachmittag aus einigen unvorſichtigen Worten meines Bruders. So eben bringt mir nun unſer verehrter Geheimerath Heim die Nachricht ſeiner Promotion.“

Die Gäſte drängten ſich theilnehmend und glückwünſchend um die ſtolze Mutter, welche das Gefühl, das ſie bewegte, in ein ſtilles Gebet zuſammenfaßte, während ſie mechaniſch auf die ſchönen Redensarten der Geſellſchaft antwortete. —

„Aber, liebe Möllner,“ ſagte eine Frau Landräthin boshaft, „das iſt doch ein wenig eigenmächtig von Ihrem Johannes, Sie nicht einmal den Tag ſeines Examens wiſſen zu laſſen — darauf hat doch die Mutter ein heiliges Recht, ſolche Stunden mit dem Sohne zu theilen!“

„Wer die Rechte einer Mutter ſo heilig hält, wie mein Sohn es thut,“ erwiderte die Staatsräthin mit edlem Ernſt,“ der darf ſich wohl ſo etwas erlauben! Er wollte mir einige Stunden der Angſt dadurch erſparen und ich danke es ihm.“ —

„Die Frau iſt ganz blind in den Sohn vernarrt!“ flüſterte die Landräthin einer Freundin zu.

„Sie wird noch völlig kindiſch vor mütterlicher Eitelkeit,“ — bemerkte eine andere.

„Wie kann man aber auch ſeinen Sohn ſtudiren laſſen, wenn man ſo reich iſt, wie die Staatsräthin!“ meinte die Landräthin.

„Ja, ja!“ ſtimmten Mehrere bei, „der hätte es doch wahrlich nicht nöthig, ſich ſein Brod auf dieſe Art zu verdienen! Hätte ſie ihn Offizier werden laſſen, — Schade um den ſchönen jungen Mann!“

„Ja, ja,“ rief der alte Geheimerath zu den Damen hinüber, als habe er nur die letzten Worte gehört, „der Johannes iſt ein Mann — ein Mann mit kaum zwanzig Jahren! Aber nur eine ſolche Mutter kann auch einen ſolchen Sohn erziehen!“ — Dabei klopfte er die Staatsräthin wohlwollend auf die Schulter.

„Sie ſind ein Freund, wie ich ihn jeder alleinſtehenden Frau wünſche, Sie ſind das beſte Vermächtniß meines ſeligen Mannes,“ ſagte ſie, ihm dankbar die Hand reichend. „Aber wo bleibt Johannes, warum kommt er nicht mit Ihnen?“

„Er trug mir auf, ſeine Ankunft einſtweilen für heute Abend anzumelden,“ erwiederte der alte Herr. „Er muß heute Nachmittag noch einige Beſuche machen. Puh,“ ſeufzte er, während ihm die Staatsräthin eine Erfriſchung reichte, „'s iſt ein heißer Weg von der

Stadt da heraus, ein langweiliger, — aber hier ist s um so kühler und kurzweiliger.“ Er wischte sich die Stirne und schaute heiter im Kreise umher mit jenem freundlichen durchdringenden Blick, der Männern eigen ist, welche die Schwächen der Menschen durchschauen, aber mit dem Humor eines überlegenen Naturells auffassen. „Nun, meine Damen“ — fragte er gutmüthig — „hat der alte Doctor eine recht anziehende Unterhaltung gestört? Sie sitzen ja Alle so stumm da, daß ich mir unmöglich denken kann, dieser Zustand sei ein normaler und andauernder bei Ihnen; wovon war denn die Rede, als ich kam?“

„O von nichts Anziehendem, Herr Geheimerath“ — sagte die Landräthin verdrießlich, „wir sprachen nur über Herrn von Hartwich und dessen Bruder, welcher schlechte Streiche gemacht haben soll, von denen man leider nichts Genaueres weiß.“

„O darüber, meine Herrschaften, kann ich Ihnen Aufschluß geben,“ sagte der Geheimerath.

Alle drangen auf ihn ein: „O erzählen Sie, bitte, erzählen Sie!“

Der Geheimerath begann: „Ich war noch in Marburg Professor der Medizin, als jene denkwürdige Geschichte sich ereignete. Es mögen jetzt zehn Jahre

her ſein. Gleißert war damals extraordinarius bei uns und ein junger Mann von vielen Fähigkeiten. Durch Fleiß und ein feines, einſchmeichelndes Benehmen hatte er ſich bald unſerer Aller Zuneigung gewonnen und einer unſerer Collegen, Namens Hilsborn, der Vater des Knaben, den ich mir heute mitzubringen erlaubte, ſchloß ſogar eine intime Freundſchaft mit ihm. Sie waren Fachgenoſſen und Hilsborn bekleidete die Profeſſur, nach welcher Gleißert ſtrebte. Beide waren Phyſiologen, aber Hilsborn hatte den Lehrſtuhl der ſpeciellen Phyſiologie und Gleißert las als extraordinarius nur phyſiologiſche Chemie. Eines Tages vertraute mir Hilsborn an, daß er auf der Spur zu einer neuen Entdeckung ſei. Seine Ideen konnten von hoher Bedeutung für die Wiſſenſchaft werden, wenn es ihm gelang, ſie durchzuführen und nach allen Seiten hin zu begründen. Die Schwierigkeit lag vorzugsweiſe in der Erlangung des zu den Verſuchen nöthigen Materials, einer Gattung von Fiſchen, welche nur bei Trieſt zu finden und nicht lebendig zu verſenden war. Hilsborn als Sohn einer armen Wittwe klagte darüber, daß er nicht die Mittel beſitze, dorthin zu reiſen und ſeine Idee zu verwerthen. Ich verſprach ihm, bis zu den nächſten Ferien ein

Reiſeſtipendium vom Miniſter, den ich kannte, zu erwirken, und hielt auch Wort, doch leider zog ſich die Sache, wie alle derartigen Angelegenheiten, länger hinaus, als ich erwartete, und die erforderliche Summe traf erſt nach Ablauf der Ferien ein. Hilsborn mußte ſich alſo gedulden bis zu der nächſten Vacanz, es handelte ſich freilich um ein halbes Jahr Aufſchub, doch war ja damit nichts verloren. — Plötzlich heirathete Herr Gleißert die Tochter eines wohlhabenden Gaſtwirths und kam um Urlaub ein, da er eine Hochzeitsreiſe machen wollte. Der Urlaub wurde bewilligt und Gleißert war vier Wochen fort. Seltſamer Weiſe erhielt ſein Freund während dieſer Zeit keine Nachricht von ihm und als er zurückkehrte, bemerkten wir Alle, daß er uns nicht wiſſen laſſen wollte, wo er ſich die Zeit über aufgehalten. Wir dachten, er habe hiefür Privatgründe und forſchten nicht weiter nach. Das Semeſter war um und Hilsborn begab ſich nun auf die Reiſe nach Trieſt. Dort arbeitete er Tag und Nacht mit übermenſchlicher Anſtrengung. — Das Reſultat ſeiner Forſchungen fiel befriedigend aus und er kam zurück mit den Vorarbeiten für ein Werk, welches ſeinen Ruhm, ſein Lebensglück begründen ſollte und konnte. — Eines Tages, ich werde es nie ver-

geſſen, war er gerade bei mir, als der Buchhändler mir mehrere neue wiſſenſchaftliche Schriften ſchickte. Hilsborn blätterte ſie heiter und unbefangen durch, auf einmal wird er leichenblaß. Unter den Büchern befand ſich eines von Gleißert, das ſeine Idee zum Gegenſtand hatte. Ich war faſt ebenſo erſtaunt und erſchrocken wie Hilsborn; es konnte kein Zufall ſein, der zwei Menſchen gleichzeitig auf einen ſo fern liegenden Gedanken gerathen ließ, um ſo mehr, als Gleißerts gegenwärtiges Fach ihn nicht ſpeciell auf Forſchungen, wie die Hilsborn's, hinwies. Nach langem unverkennbaren Kampfe mit ſich ſelbſt geſtand mir denn auch Hilsborn, daß er Gleißert ſeine Ideen mitgetheilt und ſich von Anfang an oft und ausführlich mit ihm darüber beſprochen habe, ohne daß dieſer jemals auch nur die leiſeſte Andeutung fallen ließ, als habe er ſich ſchon früher mit dem Gegenſtande beſchäftigt. Im Gegentheil begann er gerade damals eine Schrift über Fragen der Chemie, welche nie erſchienen iſt. So ſchwer ſich auch der edle, argloſe Menſch dazu entſchloß, er mußte endlich an eine gemeine Betrügerei ſeines Freundes glauben, denn wir ſtellten Nachforſchungen über Gleißert's Hochzeitsreiſe an und es zeigte ſich, daß er in Trieſt geweſen war,

daß er dort die von Hilsborn beabsichtigten Untersuchungen gemacht und mit einer auffallenden Eile den Druck des Werkes beschleunigt hatte. — Die äußere Thatsache einer nichtswürdigen Handlungsweise stand fest — und eben so fest stand in uns Allen die moralische Ueberzeugung, daß Gleißert nicht selbständig auf Hilsborn's Idee gerathen war, sondern sie gestohlen hatte! — Ich zog ihn als damaliger Prorector zur strengsten Verantwortung. Seine Vertheidigung war schlau, aber keineswegs überzeugend oder beweisend. Ja, ein Hauptargument der Anklage vermochte er nicht abzuleugnen, nämlich die höchst verdächtige Thatsache, daß er sich aus sogenannter Freundesfürsorge von Hilsborn hatte das Versprechen geben lassen, keinem Menschen dessen Entdeckung mitzutheilen, „damit sie nicht mißbraucht würde!" Er wollte also alleiniger Besitzer des Geheimnisses sein, um nicht durch irgend einen Zeugen für Hilsborn's Autorschaft des Diebstahls überführt werden zu können. — Ich frage die verehrte Gesellschaft," unterbrach sich der alte Herr in edler Entrüstung, „ist bei diesen Thatsachen noch ein Zweifel an der Niederträchtigkeit des genannten Herrn möglich?" —

„Nein, gewiß nicht, Herr Geheimerath, gewiß nicht!“ riefen Alle einſtimmig.

„Nun,“ fuhr der Erzähler fort, „ſo erging es auch uns! Wir beſchloſſen ſämmtlich, den unglücklichen, um ſeine ſchönſten Beſtrebungen und Hoffnungen betrogenen Hilsborn zu rächen. Wir hatten freilich keine geſetzlichen Waffen gegen Gleißert in der Hand. Unſer plumpes, täppiſches Geſetz ſtraft wohl Nachahmungen und Fälſchungen, aber dem Ideendiebſtahl vermag es nicht auf ſeinen leiſen Geiſtesſpuren zu folgen. Der hungrige Bettler, der ein Brod nimmt, wird eingeſperrt, aber der, welcher einem Menſchen ſein Beſtes, Koſtbarſtes ſtiehlt, ſeinen eigenen ſchmerzgeborenen Gedanken, die Frucht jahrelangen Mühens, — der geht frei von dannen! — Wir Profeſſoren übernahmen es, das Geſetz zu ergänzen. Wir veröffentlichten die Sache in allen wiſſenſchaftlichen Blättern — und reichten einſtimmig beim Miniſterium unſer Entlaſſungsgeſuch ein, da wir es nicht mit unſerer Ehre verträglich fänden, länger die Collegen eines ſolchen Menſchen zu ſein. — Natürlich wurde Gleißert hierauf ſchimpflich entlaſſen und ihm die akademiſche Laufbahn dadurch für immer verſchloſſen. — Ich wurde

bald darauf von Marburg wegberufen und ſeit ich Leibarzt des Königs und in der Hauptſtadt bin, habe ich meinen ehemaligen Collegen aus den Augen verloren. Hilsborn kränkelte ſeit der Zeit und ſtarb wenige Jahre ſpäter. Sein Sohn iſt jetzt mein Adoptivkind. — Was aus Gleißert wurde, weiß ich nicht!“ —

„Das kann ich Ihnen ſagen,“ begann ein ſtattlicher Herr, der nach der Aehnlichkeit ein Bruder der Staatsräthin ſein mußte. „Ich kenne die Verhältniſſe hier ſehr genau, weil ich die Abſicht habe, die Fabriken Hartwichs für meinen Sohn zu kaufen. Nach den Berichten des Schullehrers ſpielt der ſaubere Patron auch hier eine zweideutige Rolle. Es ſei nicht zu leugnen, daß er durch ſeine Leitung und wichtige chemiſche Erfindungen den Werth der Fabriken ſeit ſeiner Ankunft um das Doppelte erhöhte, denn Hartwich ſei ein ſehr beſchränkter Menſch, der nichts verſtehe und aus kleinlichem Geiz nie den Muth zu größeren Speculationen gehabt habe; aber die Art, wie er ſich für ſeine Thätigkeit bezahlt machte, iſt denn doch ſehr auffallend. Fünf Jahre lang hatte er nur den Gehalt eines Directors und freie Station, er ſchien den Zeitpunkt abzuwarten, wo er ſeinen Schnitt machen konnte. Dieſer kam auch. Eines Ta-

ges traf Herrn von Hartwich der Schlag und die Aerzte sprachen ihm nur noch wenige Jahre Leben zu. Diesen Augenblick der Hülflosigkeit benützte Gleißert und drohte ihm mit seinem Austritt aus dem Unternehmen und anderweitiger Verwendung seiner Erfindungen, welche für die Fabrik vom höchsten Werthe waren, wenn Hartwich ihn nicht zum Erben seines Vermögens ernenne. Hartwich, der ihn gerade jetzt nöthiger brauchte als je, ging auf seine Bedingungen ein, setzte jenes arme kleine Mädchen auf den Pflichttheil und machte ein gerichtliches Testament zu Gleißerts Gunsten.“ —

„'s ist doch ein böser Bube, dieser Gleißert,“ rief der alte Geheimerath, „also auch ein Erbschleicher? Nun möcht' ich wissen, was dem Kerl noch heilig ist?!“

„Wir wollen einmal das Kind über ihn ausfragen,“ rief eine der Damen.

„Ja, ja,“ stimmten mehrere bei. „Das wäre interessant. Ach, liebe Staatsräthin, holen Sie die Kleine doch!“

Die Staatsräthin sah nach der Uhr und überlegte, ob sie Ernestinen schon wecken solle; da sie jedoch seit fast einer Stunde schlief, ging sie, nach ihr zu sehen. Bald kehrte sie mit ihr zurück und wieder

mußte die Kleine zwiſchen den Neugierigen Spießruthen laufen. Doch die Ruhe hatte ſie erquickt und geſtärkt, ſie war diesmal ſtandhafter.

Da hörte ſie, wie der alte Geheimerath ſeinem Nachbar zuflüſterte: „Wie kommt der dumme Hartwich zu einem ſo klugen Kinde — ſehen Sie doch dieſen merkwürdigen Kopf an. Schade, daß die Kleine kein Knabe iſt — daraus würde etwas!“

Das Wort fuhr Erneſtinen zündend durch die Seele! Schon wieder mußte ſie das hören, — von einem ganz fremden Mann, — das furchtbare „Schade, daß ſie kein Knabe wurde.“ —

Sie richtete ſich hoch auf, als wäre ſie um einen Zoll gewachſen und blickte zu dem unvorſichtigen Sprecher hinüber, als wolle ſie ihm zurufen: „Es wird doch was daraus!“ Dann ſchaute ſie verlangend nach den ſpielenden Kindern, die ſich eben im Werfen von Bällen übten; wenn ſie nur jetzt unter ihnen wäre, ſie wollte ſchon zeigen, daß ſie es den Buben gleichthun könne. Da faßte ſie die Landräthin an der Hand und ſagte: „Nun, liebes Kind, erzähle uns doch auch etwas von Deinem Vater, wie geht es ihm?“

Erneſtine ſah ſie wie verwundert über dieſe Frage an: „Ich habe ihn nicht danach gefragt!“

Die Damen winkten ſich verſtohlen zu.

„Haſt Du ihn denn heute nicht geſehen?“

„Doch!“ antwortete ſie kurz.

„Haſt Du denn Deinen Vater recht lieb?“ fragte die Landräthin weiter.

Erneſtine ſtutzte — dann aber ſagte ſie ruhig und feſt: „Nein!“

Die Fragerin ließ des Kindes Hand los, als habe ſie ein Inſect geſtochen: „Das iſt ja eine zärtliche Tochter!“ höhnte ſie, während die Andern die Köpfe ſchüttelten. „Wen haſt Du denn eigentlich lieb — Deinen Onkel vielleicht?“

„Ich habe zu Hauſe Niemanden lieb, — aber meinen Onkel kann ich doch beſſer leiden als den Vater; er ſchlägt mich wenigſtens nicht!“ antwortete Erneſtine.

„Nun es ſcheint, Gleich und Gleich geſellt ſich!“ warf eine Dame hin, die Uebrigen nickten ihr mit entſetzten Geſichtern zu und Alle wandten ſich von Erneſtinen ab.

„Das iſt ein unglückliches Kind,“ ſagte die Staatsräthin und erhob ſich, um die Gefolterte zu der kleinen Geſellſchaft zu führen. „Angelika! hier iſt Erneſtinchen von Hartwich,“ rief ſie ihrem etwa achtjährigen Töch-

terchen zu, „sei hübsch Deiner Pflichten als Wirthin eingedenk!“

Die Kinder, zu welchen die Staatsräthin ihren Schützling hinführte, stoben scheu auseinander wie eine Vögelschaar, wenn ein Papier-Drache unter sie hineinfliegt. In einzelnen Gruppen umstanden sie von Weitem das fremde Mädchen und flüsterten sich lebhaft zu. — Ernestine sah sich gemieden, allein, inmitten des glänzenden Kreises, an den sie noch kurz zuvor so bewundernd gedacht; sie war behaftet mit dem ganzen Fluch einer Vogelscheuche, aber sie hatte den grausamen Vorzug vor jener, daß sie diesen Fluch empfand. Sie fühlte, daß sie jenen frohen Kreis auseinander gesprengt hatte, daß sie die Kleinen von sich bannte, daß man sich vor ihr scheute, und wieder glaubte sie, in die Erde sinken zu müssen und ihre schwachen Kniee zitterten unter der Last des Spottes und der Verachtung, die hier von Neuem über sie hereinbrach. — Die Staatsräthin warf der kleinen Angelika einen strengen Blick zu, den Ernestine gewahrte, und sagte: „Gieb Deiner neuen Freundin die Hand!“

Ein Paar größerer Mädchen kicherte verstohlen; Ernestine verstand, wie sie flüsterten: „eine schöne Freundin!“

Angelika trat nun zu Erneſtine und reichte ihr das runde weiche Händchen, zog es aber gleich wieder zurück, blieb eine Weile ſtumm vor ihr ſtehen, betrachtete den alten braunen Strohhut, den Erneſtine in der Hand hielt, wagte es auch einmal, ihr flüchtig in die Augen zu ſchauen und ſchmiegte ſich dann verlegen und ängſtlich an die Mutter. Dieſe ſprach dem roſigen Kinde milde aber ernſt zu, ſie ſprach franzöſiſch und die Kleine antwortete ihr ebenſo. Erneſtine ſtaunte. Das Mädchen verſtand ſchon eine fremde Sprache und war doch noch kleiner als ſie, — und ſie verſtand keine! Und ſie wollte ſo klug ſein wie ein Junge und wußte noch nicht einmal ſo viel als das kleine Mädchen? Und ſie mußte es ſich gefallen laſſen, daß man in ihrer Gegenwart über ſie redete, als wäre ſie gar nicht da; ſie ſtand ſo dumm dabei und konnte ſich doch denken, daß es nichts Gutes war, denn ſonſt hätte ſie es ja deutſch ſagen können. Die doppelte Beſchämung drückte ſie nun nieder, die — unwiſſend zu erſcheinen und die, daß man in ihrer Gegenwart gleichſam hinter ihrem Rücken ſprach.

„Frau Staatsräthin," ſagte ſie mit bebender Stimme, „ich bleibe nicht da, — die Kinder wollen mich nicht, — ich bin zu ſchlecht für ſie!" Sie wandte

ſich zum Gehen und wollte nun unwiderruflich fort, — da ſiegte aber das gute Herz der kleinen Angelika, ſie lief ihr eilig nach und hielt ſie feſt: „Nein, nein, liebe Erneſtine, Du biſt nicht zu ſchlecht für uns; Du biſt nur ſo ſonderbar — ganz anders als wir Alle! Komm, wir wollen mit Dir ſpielen!“ Da faßte die Staatsräthin Angelika in die Arme und rief, ſie mit Küſſen bedeckend: „So iſt's recht, ſo biſt Du wieder meine Angelika, mein braves ſüßes Kindchen!“

Erneſtine ſah dieſe Zärtlichkeit mit Staunen und es quollen ihr heiße Thränen aus den Augen: ſo lieb war nie jemand mit ihr geweſen, welch ein Glück mußte es ſein, ſo geherzt und geküßt zu werden! Aber das wurde ihr nimmer zu Theil, — warum nicht? warum liebte ſie Niemand? Angelika war doch auch nur ein Mädchen — warum ließ man es ſie nicht entgelten? Sie war aber auch ſo herzig, ſo ſchön — wer ſollte ſie nicht gern haben? Da zuckte es durch das kleine Herz, als würde ein Meſſer hindurchgeſtoßen: „ſo ſchön“ — wiederholte ſie — „das iſt es — warum man ſie liebkoſt und ſich ihrer freut: ich bin nicht nur ein Mädchen — ich bin auch ein häßliches Mädchen; darum mag mich kein Menſch!“

„Nun,“ ſagte Angelika, „warum ſtarrſt Du ſo

vor Dich hin? Komm zu den Andern.“ Sie führte die Willenloſe zu dem Springbrunnen, den die kleine Geſellſchaft mittlerweile aufgeſucht hatte. Die Kinder unterhielten ſich damit, Kieſelſteinchen nach den gläſernen Kugeln zu werfen, die der Waſſerſtrahl auf und nieder trieb. Aber weder Mädchen noch Knaben trafen, die Kugel war jedesmal wieder gefallen, ehe ſie der Stein erreichte und ſie ſollte getroffen werden, wenn ſie auf der Spitze des Strahles tanzte. Die Kinder lachten einander weidlich aus und ſelbſt die Erwachſenen und Eltern wurden auf ihre Beſtrebungen aufmerkſam und kamen herbei. Erneſtine ſah in ihrer gewohnten brütenden Weiſe dem Spiele zu. Sie errieth ſehr bald, woran der Fehler lag, der Stein brauchte länger, bis er den Sprudel erreichte, als die Kugel oben blieb. Sie rechnete ſchnell heraus, daß wenn man richtig nach der Spitze der Waſſerſäule zielte, während der Ball noch unten war, dieſer beim Steigen mit dem Stein gleichzeitig zuſammentreffen würde. Eben hatte der vierzehnjährige Hilsborn gefehlt und bewieſen, daß auch er nicht wußte, worauf es ankam, — da faßte ſie der Ehrgeiz — war ſie häßlich, ſo wollte ſie doch wenigſtens zeigen, daß ſie klug ſei — und war ſie auch nur ein Mädchen, ſo

wollte sie doch zeigen, daß sie Kraft und Geschicklichkeit habe. Sie blickte unwillkürlich nach dem alten Geheimerath hinüber, ob er sie wohl sehe und als dies der Fall zu sein schien, bückte sie sich schnell, nahm einen größeren Stein als die Andern, um sicherer zu treffen, stellte sich nach Art ihrer bisherigen Gefährten, der Bauernbuben, mit gespreizten Füßen fest hin, schwenkte zielend den Arm dreimal herum und als die Kugel unten war, schleuderte sie mit aller Kraft den Stein nach der Höhe, welche der aufsteigende Strahl erreichen mußte. Der Zufall war boshaft genug, sie zu begünstigen, der Stein prallte richtig an die emporgetriebene Kugel und der Zusammenstoß war so heftig, daß diese aus der Wassersäule heraus geschnellt ward, weit über die Umstehenden wegflog und einem Kinde auf den Kopf fiel, wo das dünne Glas klirrend zerbrach. Das Kind schrie mehr aus Schreck, als aus Schmerz laut auf; eine große Bewegung entstand — die Mama des Getroffenen stürzte mit schrecklichen Geberden auf ihren weinenden Liebling zu, — die „Wunde" wurde untersucht, gestickte Taschentücher wurden gleich in das Bassin getaucht und als Umschläge auf den dicken Kopf des Kleinen gelegt und gleich einer düstern Wolke schwebte die Besorgniß

über dem theilnehmenden Kreis — „es könne gar ein Glassplitter in die Hirnschaale eingedrungen sein!“ Ernestine stand wie eine Gerichtete da, sie fühlte sich eines Mordes überführt und als sie nun noch von allen Seiten hören mußte: „Welch unweibliches Wesen! — Wie wild und unfein! — Wie kann man ein Mädchen so knabenhaft erziehen!“ und dergleichen mehr — da brach Alles in ihr zusammen. Nun war sie wie ein Junge gewesen, und nun war es auch nicht recht — was sollte sie nur machen, um den Leuten zu gefallen und sich ein klein wenig Zuneigung zu erringen? Da trat der alte Geheimerath zu ihr und zog ihre krampfhaft verschlungenen Händchen auseinander. „Tröste Dich, kleines bleiches Mädchen, das Unglück ist nicht so groß — Du mußt eben künftig solche Kraftübungen den Knaben überlassen!“ Damit ging er weg, untersuchte die sogenannte Wunde des Beschädigten und erklärte lachend, daß er erst eine Lupe holen müsse, um sie zu sehen. — Die übrigen Mütter zeigten jedoch eine um so größere Theilnahme an dem „Unglück,“ je größer ihr Aerger war, daß sich Ernestine geschickter als ihre eigenen Kinder gezeigt hatte.

Das Alles fühlte Ernestinens feiner Instinct so-

gleich heraus, — ſie blickte auf den ſummenden Knäul ihr feindlicher Menſchen mit einem Abſcheu wie auf einen Wespenſchwarm, in den ſie getreten. Sie hörte das Aufheben, das von dem kleinen Vorfall gemacht wurde, mit grenzenloſer Bitterkeit und dachte daran, wie ſich zu Hauſe, wenn ihr der Vater Beulen geſchlagen, kein Menſch darum kümmere und wie ſie erſt kürzlich eine Wunde, die ſie ſich in die Stirn gefallen, am Brunnen ſelbſt auswaſchen mußte. — Und nun hatte auch noch der alte Herr geſagt, ſie ſolle dergleichen Kraftübungen den Jungen überlaſſen! — und ſie hatte es doch ſo geſchickt gemacht, — alſo ſollte ſie nicht einmal mit den Knaben wetteifern, ſelbſt wenn ſie es konnte? Weshalb nicht? Warum waren denn jene ſo bevorzugt? Das war jedenfalls eine Ungerechtigkeit! Ihre kleinen Fäuſte ballten ſich. Wenn ſie nur erſt groß geworden — dann wollte ſie es den Leuten ſchon zeigen, welch eine Ungerechtigkeit das ſei! Sie nahm es ſich feſt vor.

Da kam die kleine Angelika herbei und rief die zerſtreuten Kinder wieder zu einem Spiel zuſammen. „Komm Erneſtine,“ ſagte ſie, „Du haſt es ja nicht mit Willen gethan — komm nur und ſpiele mit uns, wir machen ‚blinde Kuh.‘“

Erneſtine wagte in nichts mehr zu widerſprechen; ſie war ſo eingeſchüchtert, daß ſie alles mit ſich geſchehen ließ und es duldete, daß man ſie zur blinden Kuh auserſah und ihr die Augen feſt verband. Sie wagte nicht, aufzuſchreien, als ihr eine Menge Haare in die Binde hinein geknüpft wurde, obgleich ſie vor Schmerz die Zähne zuſammenbiß. Nun begannen die ſchlimmſten Neckereien. Das Eine riß ſie an ihren langen Locken, das Andere erſchreckte ſie durch das Anſetzen von Käfern und Raupen und dergleichen Späße mehr, die ebenbürtigen Freunden zugefügt, und von dieſen erwiedert, harmlos ſind, ein blödes Kind aber, das ſich nicht zu wehren wagt, zur Verzweiflung bringen. Niemand wollte ſich greifen laſſen von der Verpönten, die man nur auf Wunſch der Wirthin wieder in das Spiel aufgenommen hatte, dagegen glaubte man ſich berechtigt, ihr jeden denkbaren Schabernack anzuthun. Erneſtine erhaſchte nichts und drehte ſich ewig vergeblich im Kreiſe. Dabei war ſie ſo gewiſſenhaft, daß ſie nicht daran dachte, die Binde ein wenig zu lüften, damit ſie ihre Umgebung ſehen könnte, ſie wäre ſich wie eine Lügnerin erſchienen und lügen wollte ſie niemals. Da faßte ſie eine Hand am Strohhut und deſſen alte morſche Krämpe riß

auseinander und fiel ihr zum Jubel der Andern wie ein Halskragen auf die Schultern herunter. Das war dem armen Kinde ein schwerer Verluſt, denn ſie wußte, daß ſie keinen Hut zu Hauſe bekäme, wohl aber Schläge für ihre Nachläſſigkeit. Sie haſchte heftig nach der Thäterin und erwiſchte ſie am Rocke; dieſe aber, ein größeres Mädchen, riß ſich raſch los und Erneſtine, die ſehr feſt gehalten, behielt ein Stück ihres dünnen eleganten Sommerkleides in der Hand; ſie ſah nicht, daß das Mädchen ſogleich zu ſeiner Mutter lief und ſeinen Schaden klagte, die Binde verhüllte ihr wohlthätig die empörten Mienen der Damen und ſog die Thränen ein, die ſie ſtill um den zerriſſenen Hut weinte. Sie ſtand regungslos inmitten der Wieſe und wußte nicht, was ſie thun ſollte, denn es näherte ſich nun kein Kind mehr und das Spiel ſchien unterbrochen zu ſein. Plötzlich traf ſie eine derbe Ohrfeige. Der ſiebenjährige Bruder des beleidigten kleinen Fräuleins hatte ſich herangeſchlichen und ſeine Schweſter gerächt. Eine Empörung und ein Zorn kochte in dem gequälten Kinde auf, der es faſt ſinnlos machte; ſie packte den Knaben, als er an ihr vorüber wollte und begann mit ihm zu ringen. Er trieb ſie Schritt um Schritt rückwärts, ſie konnte die Hände nicht frei machen, um

die Binde zu entfernen, sie wußte nicht, wo sie war, sie wollte nur ihren Feind nicht loslassen, denn alles, was sie erlitten, drängte sich in der kleinen Brust zu Haß und Groll zusammen. Da ertönte ein Schrei und gleichzeitig fühlte sie sich über etwas stolpern und fiel; sie hielt sich mühsam mit den Händen an ihrem Gegner fest, während ihre Füße bis an's Knie im Wasser hingen, — sie war über den Rand des Bassins gerathen. Die Gesellschaft eilte herbei, man griff zuerst nach dem Knaben, an dem sich Ernestine hielt, um diesen in Sicherheit zu bringen, dann half man dem zitternden Kind herauf und ließ es stehen mit zerfetzten triefenden Kleidern, fröstelnd, sich selbst und Andern ein Gegenstand des Schreckens und Abscheus.

Was hatte das entsetzliche Geschöpf Alles gethan! Einem Kinde hatte ihr Wurf fast das Leben gekostet, dem andern hatte sie ein neues werthvolles Kleid zerrissen, das dritte wollte sie gar in's Wasser werfen! —

„Ich bitte Sie, liebe Staatsräthin, lassen Sie meinen Kutscher anspannen," sagte eine der beleidigten Mütter, „man ist ja hier seines Lebens nicht sicher!"

„Das Souper ist servirt," erwiderte die Staatsräthin, „ich bitte die Damen und Herren mit den Kleinen in's Haus zu gehen; — für das Leben Ihrer

Kinder leiſte ich Bürgſchaft, ſo lange Sie meine Gäſte ſind!“ ſetzte ſie mit einem feinen, vornehmen Lächeln hinzu.

Die ſämmtlichen Damen riefen nun ihre Töchter und Söhnchen zu ſich hin, wie um ſie vor den Ränken des kleinen Ungethüms zu ſchützen, das noch immer wie betäubt und vernichtet drüben auf der Wieſe ſtand und mit blutendem Herzen zuſah, wie ſich die Kinder lachend und ſchäckernd an ihre Eltern drängten, wie ſie koſten und küßten, zutraulich und ihres ſüßen Rechts bewußt. — Jedes hatte eine Mutter — oder einen Vater, der es liebkoſte — nur ſie — ſie allein war rechtlos und ausgeſtoßen, und Niemand dachte daran, daß ſie müde und durchnäßt ſei, — Niemand kümmerte ſich um ſie. Die reizende kleine Angelika ward von einem Arm auf den andern gezogen und konnte nicht weg, die Staatsräthin redete den Gäſten zu, ihr nicht den Mißgriff anzurechnen, daß ſie ein Kind eingeladen, welches ſie nicht gekannt, — ſie habe doch nimmermehr vorausſetzen können, daß Herr von Hartwich ſeine Tochter ſo ſchlecht erziehen laſſe. — Erneſtine hörte das alles. Sie vermochte ſich nicht mehr aufrecht zu halten, ſie ſank in die Kniee und verbarg ſchluchzend ihr Geſicht. Die Staatsräthin konnte jetzt erſt loskommen, um für ſie zu ſorgen.

„O Du arme Kleine, Du bist ja ganz naß und Niemand denkt daran!“ rief sie mitleidig bei Ernestinens Anblick. „Geh nur schnell in's Haus und lasse Dir von meinem Mädchen frische Strümpfe und Schuhe anziehen; rechts neben der Salonthür ist mein Schlafzimmer. Gehe ja gleich hinein — hörst Du? ich kann jetzt von meinen Gästen nicht weg.“ —

„Verzeihen Sie mir — ich bin unschuldig an Allem!“ stammelte Ernestine.

„Das bist Du im Grunde auch, liebes Kind“ — sagte die Staatsräthin ernst — „ich bedaure Dich nur, — ich zürne Dir nicht! Aber nun mach' und laß Dich umkleiden — ich schicke Dir dann die Speisen auf mein Zimmer, Du wirst gewiß lieber allein essen!“

Damit eilte sie wieder zur Gesellschaft und in demselben Augenblicke fuhr ein Einspänner vor, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren und auffallender Schönheit sprang heraus und auf die Staatsräthin zu. „Mein Johannes,“ rief diese, „kommst Du doch noch? Ich hatte Dich nicht mehr erwartet!“

Der Jüngling küßte ihr die Hand und verneigte sich vor den Uebrigen. Das Auge der Staatsräthin ruhte auf ihm mit jenem seligen Stolz, mit dem das

Weib nur zwei Menſchen im Leben anblickt: einen geliebten Bräutigam und einen wohlgerathenen Sohn. Die Geſellſchaft umringte ihn glückwünſchend zu dem heutigen Fortſchritt auf der Bahn des Gelehrten, die kleine Angelika ſprang jubelnd an ihm empor, jedes der anweſenden Kinder wollte eine Hand oder einen Kuß. Es war ein allgemeiner freudiger Aufruhr.

Plötzlich rief die Staatsräthin erſchrocken: „Die kleine Erneſtine iſt fort! Mein Gott, das durchnäßte zarte Kind, in der kühlen Abendluft, — ich kann es ja nicht verantworten! Johannes, lieber Sohn — laufe, ſchnell, hol' ſie zurück.“ —

„Was denn — wen denn?“ fragte dieſer verwundert.

„Aber, liebſte Staatsräthin,“ ſagte die Mutter des Jungen, den Erneſtinens Wurf getroffen, „wie mögen Sie ſich nur um die Kröte ſo ängſtigen, — die hat ein zäheres Leben als unſere Kinder!“

Die Staatsräthin ſtreifte ſie mit einem verächtlichen Blick und fuhr zu Johannes gewendet fort: „Es iſt ein blaſſes, ärmlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn bis elf Jahren, — Du kannſt ſie nicht verfehlen, wenn Du auf der Straße nach Hartwich's Gute gehſt — es iſt deſſen Tochter. Eile, Johannes

— eile!“ — Dieſer gehorchte ſogleich und ſie führte nun ihre Geſellſchaft zu der glänzenden, reichbeſetzten Tafel.

Erneſtine lief indeſſen, ſo ſchnell ſie konnte, durch das Gehölz und athmete erſt auf, als ſie das Haus hinter ſich hatte, in dem es ihr ſo ſchlecht ergangen war. Jetzt ließen aber auch ihre Kräfte nach, die naſſen engen Schuhe und Strümpfe klebten kalt und bleiſchwer an ihren Füßen und lähmten ihre Schritte, ſie fühlte jetzt erſt, daß ſie einen nagenden Hunger habe und es drängte ſich ihr die erſte Nahrungsſorge ihres kurzen Lebens auf, — denn ſie zweifelte, daß ihr Jemand noch ſo ſpät etwas zu eſſen geben werde; es war ja ſchon dunkel und bis ſie nach Hauſe kam, mußte es halb zehn Uhr werden, — da lag Frau Gedike längſt zu Bett. Und doch war das noch nicht das Schlimmſte, was ihr bevorſtand, der Strohhut, deſſen Rand ſie immer noch um den Hals hängen hatte, — der zerriſſene Strohhut brachte ihr ſicher daheim eine ſchwere Züchtigung. Sie ſetzte ſich auf einen Hügel am Saume des Wäldchens und nahm die Krempe herunter, um ſie zu betrachten und zu überlegen, wie ſie wohl wieder an das Deckelchen zu befeſtigen ſei, das ſie in der Hand trug. Der Baum

über ihr ſchüttelte theilnehmend den Kopf und warf ihr eine Menge Blätter und Käferchen auf die wirren Locken herab. Sie achtete nicht darauf, ſchwer drückte die Ueberzeugung ihr kleines Herz, daß ſie nicht im Stande ſei, das Strohhütchen zu flicken, bevor es Frau Gedike ſähe. Thräne um Thräne floß auf die Bruchſtücke nieder und die naſſen großen Augen ſchimmerten im Mondlicht aus dem bleichen Geſicht hervor wie Leuchtkäfer aus dem Kelche einer Lilie. — Sie ſchrack heftig zuſammen, als plötzlich Jemand vor ihr ſtand und ſie erkannte, daß es der junge Mann ſei, deſſen Ankunft im Schloſſe ſie benützt hatte, um zu entfliehen. Er betrachtete ſie eine Weile ſtill, dann ſagte er: „Biſt Du das kleine Mädchen, das heute bei uns war und heimlich fortlief?“

„Ja“ — ſtammelte Erneſtine.

„Warum thateſt Du das?“ frug er weiter.

Erneſtine antwortete nicht, ſie ſchämte ſich vor Johannes, wie vor Keinem von der Geſellſchaft. Er war ſo ganz anders als die Leute im Schloß, ſo mächtig anzuſehen und ſo ſtolz — er mußte ſie noch mehr verachten, als es die Andern thaten, denn er war viel ſchöner und vornehmer und gewiß mehr werth als Alle. — Sie wagte nicht, zu ihm aufzuſchauen,

ſie fürchtete, es treffe ſie wieder einer jener ſchreck-lichen Blicke, die ſie noch jetzt in der Erinnerung folterten. — Da nahm ſie der junge Mann bei der Hand und ſagte mitleidig: „Nun Du kleine blaſſe Dryade — kannſt Du nicht reden? Willſt Du mit mir gehen oder ziehſt Du vor, heute Nacht in Deinem Baume zu hauſen?“

„Ich will heim!“ ſagte Erneſtine.

„Heim laſſ' ich Dich nicht — ich muß Dich meiner Mutter bringen, ſie hat Angſt, Du könnteſt Dich erkälten, — komm!“

Erneſtine fuhr erſchrocken zurück — „dorthin gehe ich nicht mehr!“

„Warum denn nicht, — was haben ſie Dir denn gethan?“

„Sie haben mich verhöhnt und beſchimpft“ — ſchrie das gereizte Kind, „ſie verachten mich und ich will mich nicht verachten laſſen — ich will nicht!“ —

Der junge Mann ſtand nachdenklich vor ihr.

„Und wenn ich auch häßlich bin“ — fuhr ſie fort, „und arm bin und ſchlecht erzogen und unge-ſchickt, — ich will doch nicht behandelt ſein wie ein Hund!“ Ihre Stimme bekam einen Anflug von Ver-zweiflung, ihre Bruſt rang nach Athem in dem engen

Kleidchen, ihre Zähne ſchlugen vor Froſt und Erregung aneinander.

„Du armes Kind,“ ſagte Johannes — „ſie müſſen Dir arg mitgeſpielt haben, aber meine Mutter war doch wohl gut mit Dir?“

„Ja — die war gut, — aber zuletzt wurde ſie mir auch gram, ich hörte es, wie ſie's zu den Andern ſagte und auf mich ſchalt. Und ich will ſie nicht mehr ſehen, nie mehr, bis ich groß bin und geſcheidt und auch ein ſo feines Benehmen habe wie ſie!“

„Weißt Du denn ſo gewiß, daß Du einmal ſo geſcheidt wirſt?“ fragte Johannes lächelnd.

„Ja, der Lehrer ſagt's immer und der alte Herr meinte auch, wenn ich ein Bube wär', würde etwas aus mir. O — es ſoll doch was draus werden — wenn ich auch nur ein Mädchen bin, ich will mir nicht immer die Buben vorhalten laſſen — und wenn ich nur erſt groß bin, dann ſollen ſie's ſchon ſehen, daß ein Mädchen ſo viel werth iſt wie ein Junge, dann ſollen alle die ſchlechten böſen Menſchen Reſpect vor mir haben — und wenn's nicht ſo wird, will ich lieber ſterben!“

„Drolliges Kind!“ lachte Johannes. „Du würdeſt ſchön zappeln, wenn Dir's einmal an Hals und

Kragen ginge, — und ſchau, wenn Du noch lange hier mit mir in dem Nachtwind ſtehſt, dann erkälteſt Du Dich und dann könnte Dir's paſſiren, daß Du ſterben müßteſt, ehe Du ſo geſcheidt geworden, wie Du Dir's vorgenommen haſt, — denke, das wäre arg!" Mit dieſen Worten wollte er das Kind mit ſich fortziehen, aber ſie riß ſich los und klammerte ſich an das Buſchwerk, das ſie umgab. — „Nein, nein," bat ſie athemlos, „lieber Herr, laſſen Sie mich, — nehmen Sie mich nicht wieder auf's Schloß, — bitte, bitte — nur nicht wieder dorthin!"

„Eigenſinniges Ding, Du mußt mit," lachte Johannes, „glaubſt Du, ich werde jetzt ohne Dich zurückkehren, nachdem ich Dir nachgehetzt wurde, wie einem verlornen Schaf — meine Mutter ſperrte mich ja drei Tage lang bei Waſſer und Brod ein — wenn ich Dich nicht brächte, — das wirſt Du doch nicht wollen?"

„Ach — Sie machen ſich auch nur über mich luſtig, — ich will nicht mit Ihnen gehen — ich will nicht!" ſchluchzte Erneſtine.

„Ich will nicht? Ei! ſagt man ſo, wenn man noch ſolch kleines ſchwaches Mädchen iſt, das einer mir nichts dir nichts auf dem Arm davon tragen kann?" mit dieſen Worten hob Johannes Erneſtinen

gutmüthig auf ſeine Schulter und wollte mit ihr nach dem Schloſſe zurückkehren. Doch ſie vermochte von dieſer Höhe aus einen überhängenden Zweig der Eiche, unter der ſie ſtanden, zu ergreifen und ehe ſich's Johannes verſah, hatte ſie ſich hinaufgeſchwungen und kletterte wie ein Eichhörnchen von Aſt zu Aſt empor.

„Das wird hübſch!“ rief Johannes, den der Vorfall ungemein beluſtigte, — „alſo doch am Ende eine verkleidete Dryade? Nein, einen ſolchen Fang darf man ſich nicht entkommen laſſen, es hätte mir freilich nicht geträumt, als ich heute mein Examen beſtand, daß die erſte That des neuen Herrn Doctors ſein würde, einem eigenſinnigen kleinen Mädel auf die Bäume nachzuklettern — indeſſen iſt die Epiſode immer noch poetiſcher, als meinen alten Examinatoren Trepp auf, Trepp ab nachzuſteigen und Kratzfüße zu machen.“ Er hatte während dieſes Selbſtgeſprächs den Rock ausgezogen und ſchwang ſich nun mit einem Satze auf den Baum.

Aber als er Erneſtinen ergreifen wollte, rückte ſich dieſe an die äußerſte Spitze des Aſtes hinaus, auf dem ſie ſaß. Nun war ſie für Johannes unerreichbar, auf den dünnen Aſt konnte er ihr nicht nach, denn dieſer krachte und ſchwankte unter der geringen Wucht des

Kindes ſchon ſo bedenklich, daß Johannes den Moment nahen ſah, wo er brechen mußte. Aus dem Scherz war ihm banger Ernſt geworden; wenn die Kleine fiel, ſo ſtürzte ſie die doppelte Höhe herab — die des Baumes und die des Hügels, auf dem er ſtand. Schnell beſonnen gab Johannes ſeine Verfolgung in den Zweigen auf und ſprang herab, um ſich unter den Baum zu ſtellen und Erneſtine womöglich in ſeinen Armen aufzufangen; da ſah er erſt, wie hoch ſie oben war und der Schatten, den eine vor den Mond getretene Wolke warf, ließ ihn die Geſtalt und Richtung, welche ſie im Sturze nehmen konnte, nicht genau erkennen, das erhöhte ſeine Angſt. Die Verantwortung für ein Menſchenleben war ihm plötzlich in ihrer ganzen Schwere aufgebürdet; wenn er das fallende Kind nicht erhaſchte, ſo mußte es entweder als eine Leiche oder doch mit zerſchlagenen Gliedern unten liegen. Dazu erſchwerte es ihm noch der abſchüſſige Hügel, einen feſten Stand zu faſſen — wie er ſich ſtemmte, er rutſchte immer wieder. Das Blut ſtieg ihm ſiedend heiß in's Geſicht, ſein Herz ſchlug hörbar, mit ausgebreiteten Armen ſtarrte er in qualvollſter Spannung zu dem Kinde hinauf, das über ihm hing, ohne an die Gefahr zu denken, in der es ſchwebte.

„Kleine," rief er athemlos, „der Aſt, auf dem Du ſitzeſt, trägt Dich nicht, klettere ſchnell zurück, ſonſt giebt's ein Unglück!"

„Ich komme nicht eher herunter, als bis Sie mir verſprechen, mich nicht auf's Schloß zu führen! — Ich falle nicht!" rief ſie keuchend herab und griff nach einem ſtärkern Zweige über ihr, aber dieſer ſchnellte empor und ſie behielt einige Reißer in der Hand.

„Ich verſpreche Dir alles, alles, was Du willſt!" ſchrie Johannes in höchſter Angſt, „nur raſch zum Stamm zurück — ſchnell, ſchnell!"

Jetzt krachte der Aſt, — mit einem Ruck hatte ſich die Kleine dem Stamme zugeſchwungen, während unter ihr der Zweig geknickt herabfiel. In tödtlichem Schrecken hielt ſie nun den ſtärkeren Stumpf umklammert, der noch aus dem Stamm herausragte und als Johannes emporkletterte, um ſie zu holen, und ſie endlich ſeine Schulter erreichen konnte, da ſchlang ſie zitternd und willig die dünnen Aermchen um ſeinen kräftigen Hals. Mühſelig ſtieg Johannes mit dem Kinde wieder herab und kam mit wundgeritzten Armen und zerfetzten Hemdärmeln unten an. Er ſtellte Erneſtinen vor ſich auf den Boden und trat, ſie ſtumm

betrachtend, einen Schritt von ihr weg, dann trocknete er ſich den Schweiß von der Stirn und begann endlich, nachdem er ſich geſammelt und tief Athem geſchöpft hatte, ernſter als bisher: „Weißt Du, was ich jetzt thäte, wenn ich Dein Vater wäre?“

Erneſtine blickte fragend zu ihm auf.

„Ich gäbe Dir tüchtig die Ruthe, — dann würde Dir's ſchon vergehen, die Leute in ſolche Angſt zu bringen, um Deines leidigen Eigenſinnes willen!“

Dieſe Worte, die der junge Mann im Unmuth über die ausgeſtandene Qual hinwarf, hatten eine furchtbare Wirkung auf das Kind. Es ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und warf ſich verzweifelnd zur Erde: „O ſchlagen, ſchon wieder ſchlagen — der auch, der auch! — O, wer ſchlägt mich denn nicht, wer tritt mich denn nicht mit Füßen, wer hat denn Erbarmen mit mir?“ ſchluchzte ſie immer wilder ausbrechend.

„Guter Gott,“ ſagte Johannes halb mitleidig, halb unwillig, „was für ein Kind biſt Du! Erſt kletterſt Du mit Todesgefahr auf die Bäume, um Deinen Eigenſinn durchzuſetzen, und dann wirft Dich ein einziges tadelndes Wort zu Boden. Iſt mir ſchon ſo etwas vorgekommen?!“ Dabei hob er ſie hoch auf

und hielt ſie mit beiden Händen vor ſich in der Luft, ſie im Mondſchein betrachtend, wie man etwa ein ſeltenes Thier oder ſonſt eine abſonderliche Naturerſcheinung betrachten würde.

„Das iſt nun ein Ding,“ ſagte er mehr zu ſich ſelbſt als zu Erneſtine, „ein Ding, ſo klein und zart, daß man es mit einem Griff zerdrücken könnte; aber in dem dünnen Hirnſchädelchen ſitzt ein ſo ſtarker Wille, daß man trotz aller Ueberlegenheit gezwungen wird, ihr zu gehorchen, und das enge Bruſtkäſtchen birgt ein ſo wild ſchlagendes ungeſtümes Herz, daß man unwillkürlich mit fortgeriſſen wird. Nun ſoll mir Einer ſagen, wie das zugeht, welch ſeltſame Miſchung dieſes Menſchen-Exemplar hervorgebracht hat. Weine nicht mehr, Kleine, ich meine es mit Dir ja gut — was das Mädchen für Augen hat! — Du biſt ein merkwürdiges Kind — aber erziehen möchte ich Dich nicht; Du kannſt einem was zu rathen aufgeben und mit Gewalt oder Schlägen wärſt Du am Ende nicht einmal zu zwingen!“

Mit dieſen Worten ſtellte er ſie wieder zur Erde und hob ſeinen Rock auf, um ihn anzuziehen. Da fiel ihm ein ſchwerer harter Gegenſtand in der Taſche

des Paletots auf, er ſah nach, was es ſei, und zog ein Buch in prachtvollem Einband hervor.

„Ach,“ rief er heiter, „das hab ich ganz vergeſſen! Kannſt Du leſen?“

Erneſtine nickte, — ſie war froh, daß ſie nicht nein zu ſagen brauchte — wie würde ſie ſich geſchämt haben!

„Nun, das iſt Recht!“ ſagte der junge Mann und Erneſtine war ſtolz auf dieſes erſte Lob, das ſie heute bekam, ſie nahm ſich vor, nun doppelt fleißig zu werden, um gelegentlich einmal wieder ſolch ein „das iſt Recht!“ zu hören.

Johannes drückte ihr das Buch in die Hand: „Schau, das ſoll Dein ſein, damit Du doch an dem ſchlimmen Tage etwas Gutes mit nach Hauſe nimmſt. Es ſind hübſche Mährchen, ich wollte ſie meiner Schweſter Angelika mitbringen und konnte ſie ihr nicht geben, weil ich Dir gleich nachlaufen mußte. Nun freut mich's, daß ich das Buch noch habe und es Dir ſchenken kann!“

„Ja — aber Angelika?“ fragte Erneſtine zögernd.

„Die bekommt morgen ein anderes, nimm's nur — und lies das Mährchen vom häßlichen jungen Entlein, das wird Dich tröſten, wenn die Leute bös

mit Dir ſind. Da, nimm's, beſinne Dich nicht ſo lange.“

Das Kind griff nun nach dem Buche ſo behutſam und unſicher, als ſei es ein wirkliches Mährchenbuch, das heißt ein ſolches, das ihr in der Hand wieder zu Nichts zerrinnen könne. Als ſie es dann hatte und es nicht verſchwand und ſie endlich an das unerhörte Glück, ſolch ein Geſchenk zu bekommen, glauben lernte, brachte ſie nur ein kaum hörbares: „Danke — vielmals!“ heraus, aber der Blick, mit dem ſie das Wort begleitete, rührte Johannes.

„Du erhältſt wohl ſelten Geſchenke?“ fragte er.

„Niemals!“

„O — Du ſcheinſt wirklich in keiner beſonders zärtlichen Umgebung zu leben. Bekommſt Du denn von Deiner Mama nie etwas?“

„Ich habe keine Mutter, ſie iſt ja geſtorben, weil ich kein Junge war!“

„Eine eigenthümliche Todesart,“ bemerkte Johannes halb humoriſtiſch, halb mitleidig.

„Ach, wenn ich eine Mutter hätte, da wäre gewiß alles anders.“ Ein paar große Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Höre Kindchen,“ ſagte Johannes nach einer

Pauſe weich, „ich habe eine gute Mutter, ich will ſie mit Dir theilen, ein halbes Mutterherz iſt immer beſſer, als gar keines. Komm mit mir nach Hauſe, Du ſollſt mein Schweſterchen ſein und wirſt ſchon aufthauen, wenn Du uns einmal näher kennſt.“

Erneſtine ſchüttelte lebhaft den Kopf. Der Gedanke, auf das Schloß zurückzukehren, erfaßte ſie wieder mit allen Schrecken. „Nein, nein, niemals!“ rief ſie ängſtlich. „Ihre Mutter würde mich doch nicht lieb haben, gewiß nicht! Sie verſprachen mir vorhin, daß Sie mich zu nichts zwingen wollen, — und wenn Sie denken, ich ſolle Ihnen nun folgen, weil Sie mir das Buch geſchenkt haben, dann will ich's lieber nicht, — da nehmen Sie's wieder, ich mag's nicht mehr!“

Johannes wies mit unwilliger Handbewegung das dargebotene Buch von ſich. „Behalt's“ — ſagte er kalt, „ich ſchenkte Dir's ohne Bedingungen, — ich dachte nur, die Freundlichkeit, mit der ich Dir's gab, hätte Dich weicher gemacht und fügſamer, aber ich täuſchte mich, — Du biſt auch durch Güte nicht zu bewegen. Schade um ein ſo früh verhärtetes Herz.“ —

Erneſtine ſtand regungslos mit niedergeſchlagenen

Augen, ſie athmete kaum; was jetzt in ihr vorging, war ſo neu, ſo ganz anderer Art, als Alles, was ſie bisher empfand, daß es vergebens nach einer Kundgebung rang, ihr kindlicher Mund fand kein Wort dafür. Es war ein Schmerz, ein tieferer, und doch kein ſo bitterer als alle früheren, ſie haßte den nicht, welcher ihn ihr zufügte, wie die Andern, — ſie hätte ſeine Hand küſſen und ihn fußfällig um Verzeihung bitten mögen, aber ſie wagte es nicht.

„Nun?“ fragte er nach einigem Schweigen, „ſoll ich Dich nach Deinem Hauſe führen?“

Erneſtine ſchüttelte den Kopf.

„Auch das nicht? Willſt Du allein gehen?“ fragte er ungeduldig weiter. Erneſtine nickte.

„Nun, — ich habe verſprochen, Dir den Willen zu thun, und was ich verſprach, halte ich, obgleich es gegen mein Gewiſſen iſt, Dich ſo allein durch die Nacht laufen zu laſſen. Erlaube mir wenigſtens, daß ich Dich über die Felder führe, — biſt Du denn ſtumm geworden?“

Erneſtine richtete ihre großen traurigen Augen ſo bittend auf ihn, daß er auf's Neue aus der Faſſung kam. „Du kannſt einen Menſchen verrückt machen, räthſelhaftes Geſchöpf. Wer hat Dich die-

ſen Blick gelehrt, dieſen Blick einer ſchönen Seele, die ein böſer Zauberer in den Leib eines Koboldes gebannt? Gott weiß, was aus Dir noch wird! — Du willſt mich alſo nicht mithaben? Nein? Fürchteſt Du Dich denn nicht? Kopfſchütteln, nichts als Kopfſchütteln! So geh' — ich kann Dich nicht zwingen! Leb' wohl denn!" — er reichte ihr die Hand; ſie ergriff dieſelbe haſtig, drückte ſie mit leidenſchaftlicher Innigkeit und lief, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen, querfeldein. Johannes ließ ſie einen Vorſprung gewinnen und folgte ihr dann in einiger Entfernung, er wollte das hülfloſe Kind nicht den Weg ganz allein machen laſſen. Sie lief, ohne ſich umzuſehen, als hätte ſie Flügel, aber Johannes bemerkte, daß ſie unterwegs das Buch mehrmals küßte und wie ein lebendiges Weſen an's Herz preßte. Als endlich Erneſtinen's Haus ſichtbar wurde, blieb er ſtehen: „Gott ſei dem Manne gnädig, der die einmal zur Frau bekommt!" dachte er und kehrte langſam um. —

Erneſtine trat klopfenden Herzens in den Garten ihrer freudloſen Heimath ein. Mit mürriſchem Geſicht öffnete ihr eine Magd. „Du kommſt ſpät!" brummte ſie. „So biſt Du aber, erſt wollteſt Du nicht hin, und nun mochteſt Du wieder nicht nach

Hauſe. Immer was Anderes thun, als Du ſollſt, das iſt ſo Deine Art.“

Erneſtine erwiderte nichts. „Kann ich noch was zu eſſen haben?“ fragte ſie kurz.

„Zu eſſen? Na, auch noch! Soll ich vielleicht für Dich um zehn Uhr Nachts in den Stall gehen und eine Kuh melken, — wo ſoll ich denn was hernehmen? Du weißt doch, daß ich keine Schlüſſel habe!“

„Iſt denn Frau Gedike zu Bett?“

„Wenn Du nicht ſo dumm wärſt, hätteſt Du Dir das denken können.“

„Mich hungert aber!“

„Das geſchieht Dir ganz recht, hätteſt Du Dich dort ſatt gegeſſen, — ſie werden Dir wohl was gegeben haben in der langen Zeit.“

Erneſtine ſchwieg und ging mit der Magd in die Stube, wo ſie ſchnell ihren zerriſſenen Hut in der Kommode verbarg. „Ich habe naſſe Füße,“ ſagte ſie fröſtelnd, „geben Sie mir trockene Strümpfe.“

„Natürlich — wirſt wieder in einer Pfütze herumgepatſcht ſein und dann ſoll man in ſpäter Nacht noch Wäſche herausreißen. Mach', daß Du in's Bett kommſt, jetzt zieht man keine friſchen Strümpfe

mehr an. Gute Nacht, — ich will jetzt endlich auch zur Ruhe.“ — Damit ging die Magd mit dem trüben Talglicht, das ſie hatte, hinaus und ließ Erneſtine in dem, vom Monde matt erhellten Zimmer allein. In dem Kinde grub und nagte ſchon wieder wie ein verborgener Maulwurf der unterdrückte Zorn über die Grobheit der Dirne. Alles, was ſie ſoeben erlebt hatte, verſchwand mit ſeinem ganzen Zauber vor der rohen Berührung. Dem erſten Hauch einer warmen großen Seele, der die ihre angeweht, hatte ſich dieſe geöffnet wie die Knospe dem Frühlingsathem — der Froſt, der nun hineinfiel, that doppelt weh. — Sie war wieder das alte, verlaſſene, mißhandelte Kind, deſſen Mark und Blut aufgezehrt ward von ohnmächtigem Grimm gegen ſeine Peiniger. Hatte ſie denn die letzte Stunde wirklich erlebt? Hatte denn wirklich ein Menſch ſo gut zu ihr geſprochen und noch dazu einer, der ſchöner und beſſer war als Alle?

Sie griff haſtig nach dem Buche wie nach einem Talisman, es war noch da — war nicht verſchwunden — ſie hatte alles in Wirklichkeit erlebt. Und doch war ſie gegen den guten, guten Herrn eigenſinnig und bös geweſen und hatte es ihm nicht geſagt, wie dankbar ſie ihm ſei, und er mußte ſie nun auch verab-

ſcheuen, — es war gar nicht anders möglich. Sie erkannte jetzt, daß ſie, um die Achtung eines Menſchen, wie Johannes zu gewinnen, ganz anders werden mußte. — Wie? das konnte ſie ſich ſelbſt nicht ſagen, — aber es wallte plötzlich ein unnennbares Etwas in ihrer kleinen Bruſt auf, das ſie über ſich ſelbſt hinaushob. Sie blickte mit kindlichem Verlangen zum Himmel und betete: „Lieber Gott, laß mich gut werden!“ Dann drückte ſie wieder das Buch an's Herz, es war ja ihr koſtbarſtes Beſitzthum, ihr erſter Freund und der Wunſch erfaßte ſie mächtig, heute noch zu ſehen, was ihr denn dieſer Freund erzählen werde! Aber im Mondſchein konnte ſie doch nicht leſen, Licht durfte ſie ſich nicht verſchaffen, ſie ſchlief bei Frau Gedike, die hätte ihr das Leſen in der Nacht ausgetrieben. Rathlos ſtand ſie da und blickte ſchmerzlich auf den ſchönen Einband mit ſeinen räthſelhaften Figuren nieder. Da fiel ihr ein, daß bei ihrem Vater immer eine Nachtlampe brenne; — das war ein glücklicher Umſtand, er mußte benutzt werden. Sie zog mit großer Anſtrengung die naſſen Stiefelchen herunter und ſchlich auf den Strümpfen ſachte in Hartwich's Zimmer. Der Kranke lag auf dem Rücken und ſchlief feſt. Er ſchnarchte und röchelte ſo ſtark,

daß es dem Kinde faſt unheimlich wurde, aber es machte ſie noch ſicherer in ihrem Vorhaben und ermuthigt ſchlüpfte ſie am Bette vorbei. Sie ſetzte ſich behutſam hin, öffnete in heißer Spannung das Buch, wendete leiſe, leiſe die Blätter um und ſuchte natürlich zuerſt die Geſchichte, welche Johannes ihr genannt. Das Buch enthielt die reizenden wehmüthigen Märchen des nordiſchen Dichters Anderſen. Erneſtine las in großer Bewegung die Geſchichte vom häßlichen jungen Entlein. Sie las, wie es überall mißhandelt und verſtoßen wurde, weil es ſo ganz anders als alle Enten war, und wie es zuletzt ein herrlicher Schwan geworden, ſchöner und ſtolzer, als das gemeine Federvieh, von dem es eine ſo verächtliche Behandlung erlitten hatte. Der Eindruck, den dieſe liebliche, rührende Dichtung auf ſie hervorbrachte, war unbeſchreiblich. Die Leidensgeſchichte des armen Entleins war ja auch die ihre und wie mit Schwanesfittigen rauſchte die Verheißung einer ſchönen Zukunft aus dem Geleſenen vor ihr auf. — „Ob aus mir auch einmal ſolch ein Schwan wird?“ fragte ſie wieder und wieder, ihr Herz floß über von nie empfundenem Wohl und Wehe, ſie legte die mageren Händchen vor das Geſicht und ſchluchzte, als müſſe ſie ſich, — wie

das Volk ſagt, die Seele aus dem Leibe weinen. Da erwachte der Vater und fuhr erſchrocken auf: „Wer iſt da?“ Erneſtine eilte zu ihm hin und warf ſich vor ſeinem Bette auf die Knie. Sie ergriff ſeine Hand und wollte ſie küſſen, — er riß ſie ihr zornig weg, aber die Thränen, die ſie vergoſſen, hatten ihr Herz im Tiefſten erweicht: „Vater, lieber Vater!“ rief ſie, „ich war oft unartig und eigenſinnig. Vergieb es mir und habe mich nur ein klein wenig lieb, dann will ich Dich auch lieb haben!“

Hartwich drehte den Kopf zur Wand und grollte: „So unnütz geweckt zu werden! Wie kannſt Du Dich ſo ſpät zu mir hereinſchleichen, — meinſt Du, Dein dummes Gewinſel ſei mir lieber, als ein erquickender Schlaf?“

„Vater,“ rief Erneſtine, ſeine lahme Hand ergreifend, die er nicht wegziehen konnte. „Vater, ſtoß' mich nicht mehr von Dir, ich will gut werden, hilf mir auch, daß ich es kann; wenn Ihr immer hart mit mir ſeid, kann ich es nicht. Ich ſah es heute, alle Kinder haben Eltern, die ſich ihrer freuen, nur ich — ich bin allen Leuten ein Aergerniß und ich habe doch auch ein Herz und möchte doch auch einmal einen freundlichen Blick ſehen und ein gutes Wort hören. Ich will ja gewiß nicht mehr ſo viel weinen,

wenn Ihr mich nicht immer weinen macht und ich will auch alles thun, um wie ein Junge zu werden, damit Du nicht mehr böse darüber biſt, daß ich ein Mädchen bin. Ach, Vater, mir iſt heute, als wäre der liebe Gott bei mir geweſen und hätte mich gelehrt, was mir fehlt: Liebe, Vater, Liebe fehlt mir, — ach gieb ſie mir doch und habe Mitleid mit Deinem armen häßlichen Kinde!"

Der Kranke hatte ſich der Kleinen wieder zugewendet und ſtarrte ſie mit ſeinen verglasten Augen erſtaunt an, — es war, als wölle ſich aus dem dumpfen Zuſtand geiſtiger und körperlicher Verſunkenheit ein Gefühl hervorringen, ſein Athem ging raſcher, ſeine ſchwere Zunge ſetzte ſich mehrmals in Bewegung, Erneſtine wagte nicht, ihn anzublicken, ein ſtarker Branntweinduft, der ſie plötzlich anwehte, verrieth, daß der Vater ihr ſein Geſicht genähert habe, aber dieſer heiße Hauch widerte ſie ſo entſetzlich an, daß ſie unwillkürlich den Kopf zurückbog und der Berührung des Mundes auswich, der ihr vielleicht den erſten Kuß in ihrem Leben geboten hätte. Der Kranke mußte das empfinden, denn er wandte ſich wieder ab und murmelte etwas Unverſtändliches vor ſich hin. Nach längerem Schweigen ſchnalzte er mit der Zunge an

ſeinem ausgetrockneten Gaumen und griff nach einem Glaſe, das neben ihm ſtand, aber es war leer. „Durſt!“ ſagte er verdrießlich. — „Soll ich Dir Waſſer geben, Väterchen?“ fragte Erneſtine. Der Kranke machte eine Geberde des Ekels. — „Nein! höre, Du kannſt zum Onkel hinaufgehen und ihm ſagen, er möge mir noch einen Tropfen von dem gewiſſen ſchicken — er weiß ſchon, was ich meine. Aber ſag' es ihm allein — hörſt Du? ganz allein! Und erzähl 's auch Niemandem, ſonſt ſchlage ich Dich krumm und lahm, merk' Dir's. Und nun geh' ſchnell, mich quält der Durſt ſehr!“

Erneſtine erhob ſich von den Knien, ſie blickte nun auf ihren Vater herab mit jenem Schmerz, den wir empfinden, wenn wir das beſte, das heiligſte Gefühl an einen Unwürdigen wegwarfen. Bisher hatte ſie nicht nach ihm verlangt, heute zum erſtenmal, als ſie ſich in ihrer Verlaſſenheit nach einem Weſen umſah, an das ſie ein Recht der Liebe hätte, war ihr eingefallen, daß ſie ja einen Vater beſitze. Mit vollem überſtrömenden Herzen wollte ſie ihn ſuchen und fand einen Trinker, der mit ſeiner Menſchenwürde auch ſeine Vaterwürde abgelegt hatte. Stumm und wie gebrochen an Leib und Seele ſchlich

ſie hinaus, die Treppe hinauf zum Oheim. Sie ſollte Branntwein für den Kranken holen und erinnerte ſich doch, daß der Arzt ihm jedes geiſtige Getränk verboten hatte, — aber ſie mußte thun, was der Vater befahl, wenn ſie ſich nicht dem Schlimmſten ausſetzen wollte. Sie trat langſam und ſchüchtern bei dem Oheim ein, ſie fürchtete deſſen Frau. Es war Niemand im Zimmer, Bertha lag ſchon zu Bette, nur Leuthold ſtand unter dem geöffneten Fenſter, in deſſen Pfoſten er ein langes Rohr eingeſchraubt hatte.

„Ach, Erneſtinchen, Du kommſt noch ſo ſpät zu Deinem Onkel?“ ſagte er freundlich.

„Onkel, was iſt das?“ fragte Erneſtine, aus Verwunderung über das ſeltſame Geräth ihren Auftrag vergeſſend.

„Das iſt ein Fernrohr,“ belehrte ſie Leuthold.

„Was machſt Du damit?“ fragte ſie weiter.

„Ich ſchaue in den Mond, mein Kind.“

„Ach, kann man das?“ rief ſie im höchſten Erſtaunen.

„Gewiß kann man es! Willſt Du auch einmal durchſehen?“

„Ach ja, wenn ich das dürfte!“ flüſterte Erneſtine, entzückt über dies Anerbieten.

Leuthold hob ſie freundlich auf das Geſims des Fenſters und ſtellte ihr das Fernrohr ein. Sie erſchrak faſt, als ſie plötzlich den leuchtenden Mondball ſo nahe vor ſich hatte, den ſie ſtets ſo hoch am Firmament ſchweben geſehen. Ihre Bruſt weitete ſich, um das niegeahnte Wunder in ſich aufzunehmen. Sie ſchaute und ſchaute und ſpähte athemlos vor Wißbegierde nach allen den Bergen und Thälern und Kratern, die ſo zauberhaft vor ihr erſtanden. Die laue Nachtluft umfächelte milde ihre brennende Stirn. Alles um ſie her war verſunken und vergeſſen — und mit heißer Sehnſucht ſchlug das müde, gequälte Kindesherz dem ſtillen Frieden jener neuen fernen Welt entgegen.

Drittes Capitel.

Sühne.

Der Tag begann langsam zu grauen, denn ein trübes schweres Gewölk vertrat die Rechte der scheidenden Nacht. Einzelne große Regentropfen fielen nieder, es war ein unlustiger Morgen. Kein Hahn krähte, kein Vogel rührte sich. Der Hund lag tief in seiner Hütte versteckt.

Dann und wann schlich ein früher Arbeiter, sein Geräth auf der Schulter, an dem Zaun von Hartwichs Gehöft vorbei und schaute verwundert hinein, denn auf dem Hofe und im Hause war ein seltsames reges Leben. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Mägde mit schlaftrunkenen verstörten Gesichtern liefen hin und wieder; am Brunnen wurde eilig Wasser geholt, Keines gab dem Andern Rede noch Antwort. Es war, als scheue sich Jeder, über das Geschehene

zu ſprechen. Ein Knecht zog ein geſatteltes Pferd aus dem Stalle, beſtieg es und jagte im Feuerreiterstrabe hinaus der Richtung zu, wo das Gut der Staatsräthin lag. „Brennt's denn irgendwo?“ ſchrieen ihm ein paar Bauern nach, aber er antwortete nicht. Stumm trabte er über Felder und Wieſen, ohne Halt zu machen, bis er vor dem Gartenthor der Staatsräthin ſtand. Er riß ein paar Minuten lang an der Glocke, bis ein verſchlafener Diener kam, der ihn mürriſch fragte, was er wolle.

„Wecken Sie ſchnell den Geheimerath Heim, der hier zum Beſuche ſein ſoll. Der Dorfchirurg ſchickt mich, es handelt ſich um ein Menſchenleben!“

Der Diener riß die Augen weit auf und ſtarrte den Knecht fragend an.

„Ja, ja, nur ſchnell, ſchnell! Der Hartwich hat ſein Kind erſchlagen, wir glauben, es ſtirbt. Der Geheimerath ſoll helfen, meint der Barbier.“

„Um Gotteswillen, das iſt ja ſchrecklich!“ rief der Diener entſetzt und ging, den alten Herrn zu wecken.

Dieſer war raſch auf; ohne ein Wort zu verlieren, kleidete er ſich an, ſchwang ſich rüſtig auf das Pferd des Knechtes und ſprengte dem Unglücksorte zu.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Unter der Thüre des Hauſes ſtand, ihr erwartend, der ſogenannte Dorfchirurg und empfing ihn ehrfurchtsvoll. „Herr Geheimerath, ich bitte ſehr um Entſchuldigung — aber da ich wußte, daß Sie in der Nähe ſind, hielt ich es für meine Pflicht, zuerſt um Ihre Hülfe zu bitten, bevor ich zu dem, drei Stunden weit wohnenden Kreisphyſikus ſchickte. Der Fall ſcheint mir ein ſchwerer.“

„Entſchuldigen Sie ſich nicht,“ ſagte Heim, Hut und Ueberrock in der Hausflur ablegend. „Es iſt ja meine Pflicht zu helfen, wo ich kann, — aber wie ging denn das um's Himmelswillen zu? Wo iſt das Kind verletzt?“

„Sie hat eine Kopfwunde und ich fürchte — einen Sprung im Schädel,“ erwiderte der Barbier und öffnete die Thür der Stube, welche in Hartwich's Zimmer führte. Der Geheimerath hörte ſchon draußen heftiges Schluchzen. Er trat ein und vor ihm lag der Kranke, wie ein Wahnſinniger wehklagend und wimmernd, auf ſeiner Bettdecke das Kind leichenähnlich, ſtarr ausgeſtreckt; die Augen waren geſchloſſen und tief in ihre großen Höhlen eingeſunken, die bleichen Lippen hingen ſchlaff über den Zähnen, es war ein trauriger Anblick. Hartwich hielt mit dem rechten

ungelähmten Arm ihren verbundenen Kopf empor und drückte laut weinend Kuß um Kuß auf die weiße Stirn.

„Ach, Herr Geheimerath!“ ſchrie er dem Eintretenden entgegen. „Kommen Sie, helfen Sie! Ich bin ein ſchlechter, ein niederträchtiger Vater, ich habe mein Kind umgebracht. Ich bin ein Menſch, der ſich mit dem ſcheußlichſten Laſter, dem Trunke — noch entſchuldigen muß. Zeigen Sie mich an und ſchicken Sie mich lahmen Krüppel in's Zuchthaus, meinetwegen, aber machen Sie nur das arme Kind wieder lebendig, ſonſt bringen mich die Gewiſſensbiſſe um den Verſtand!“

Der Geheimerath ergriff die herabhängende Hand des Kindes und unterſuchte den Puls. „Es iſt ſehr zu bedauern, daß ſich Ihr Gewiſſen nicht ſchon vor der That regte, wie es nach der That geſchieht!“ ſagte er kalt und ſtreng, dann nahm er den Verband von dem Kopfe der Kleinen.

„O, o!“ wimmerte Hartwich und ſchloß die Augen, „machen Sie das nicht bei mir — ich kann kein Blut ſehen, ich kann die Wunde nicht ſehen, — es bringt mich um!“

„Ach was, — konnten Sie ſie ſchlagen, dann können Sie ſie auch ſehen!“ erwiderte der Geheime-

rath unerbittlich und begann die Verletzung zu unterſuchen.

„Das iſt ein ſchwerer Fall,“ ſagte er dann, „hat ſich das Kind erbrochen?“

„Ja, ja, — o Gott ja, bis es dieſen Starrkrampf bekam!“ ſtöhnte Hartwich und griff zitternd nach Erneſtinens Hand, um ſie zu küſſen. — Dann ſah er in Todesangſt den Arzt an: „Wie iſt es — muß ſie — o Herr Jeſus — muß ſie ſterben?“ und wieder verfiel er in jenes laute kindiſche Weinen, das nur durch Krankheit oder Trunk entnervten Menſchen eigen iſt.

„Nehmen Sie ſich zuſammen,“ befahl der Geheimerath. „Ich kann noch nichts Beſtimmtes ſagen, die Schädelverletzung iſt erheblich. Von der Wunde könnte ſie zwar geneſen; wie ſtark aber die Wirkung der Erſchütterung iſt, kann ich noch nicht beurtheilen. Dazu die zarte Conſtitution des Kindes,“ er zuckte bedenklich die Achſeln.

„Ach, Sie geben mir wenig Hoffnung!“ jammerte Hartwich. „Erneſtinchen, wach auf, ſchau doch deinen Vater nur ein einziges Mal an, deinen böſen Rabenvater! Ach, Herr Geheimerath, ich habe das Kind gerade deshalb nicht leiden können, weil es ſo ſchwäch-

lich und häßlich ist. Wäre es wenigstens ein kräftiges hübsches Mädchen geworden — ich hätte mich vielleicht eher darüber getröstet, daß es kein Stammhalter war, — so aber schämte ich mich seiner und hörte mein eigenes Herz nicht. Ach, die Händchen, die armen mageren Händchen — und die Bäckchen, die bleichen zarten Bäckchen, die hab' ich schlagen können! — Gott sei mir sündigem verlorenen Manne gnädig!" und damit schlug er sich wider die Brust, daß es dröhnte.

Der Geheimerath sah ihn kopfschüttelnd an. „Regen Sie sich nicht so auf! Ihrer Tochter nützen Sie nichts und sich selbst schaden Sie dadurch."

„Meine Tochter, meine Tochter!" wiederholte Hartwich, „ach ich habe sie nie als solche betrachtet. Ein Wechselbalg war sie mir, von einer Hexe zum Schabernack statt des ersehnten Sohnes in die Wiege gelegt. Jetzt erst fühl' ich, daß sie mein Kind ist, seit ich Gefahr laufe, sie zu verlieren!"

„Es ist eine alte Erfahrung, daß sich jedes verleugnete Naturgesetz rächt," entgegnete der Arzt. „Sie haben bisher gegen das große Gesetz der Vaterliebe schwer gesündigt — nun fordert es seine Rechte mit verdoppelter Kraft. Ich bitte Sie aber, vor allen

Dingen bethätigen Sie Ihre Reue durch die sorgsamste Pflege der Kranken und erlauben Sie, daß ich Jemanden rufe, sie zu Bette zu bringen, — es ist ein Fehler, daß dies nicht schon längst geschah."

„Ach, ich soll mich von ihr trennen?" jammerte Hartwich. „Ich wollte sie so gern um Verzeihung bitten, wenn sie erwacht."

„Das werden Sie so bald schwerlich können," sagte der Geheimerath und zog die Glocke.

Frau Gedike erschien eben so sanft und unterwürfig, als sie Tags zuvor gegen Ernestine roh und herrisch war.

„Helfen Sie mir das Kind zu Bette bringen," sagte Heim und schob behutsam die Arme unter den starren Körper der Kleinen, um sie aufzuheben.

„Ach ich bitte, Herr Geheimerath, bemühen Sie sich doch nicht selbst," rief Frau Gedike sichtlich erschrocken. „Ich kann ja das arme Würmchen allein hinübertragen."

Heim heftete einen scharfen Blick auf sie, dann befahl er ruhig: „Zeigen Sie mir den Weg."

Frau Gedike lief ihm, so schnell sie konnte, über die Hausflur voraus nach der Thür eines Hinterzimmers. „Sie erlauben," sagte sie und wollte vor

dem Geheimerath hineinſchlüpfen, „nur eine Minute, bitte ich, zu verziehen, damit ich ein klein wenig aufräumen kann, es ſieht durch mein frühes Aufſtehen ſo unordentlich aus.“

Aber Heim ſagte gebieteriſch: „Sie werden mir folgen!“ und ſchritt mit ſeiner ſtummen Laſt an Frau Gedike vorbei in das Zimmer; erſtaunt blieb er ſtehen, als er deſſen Einrichtung ſah. Es war eine Art Wäſche-Kammer, wenigſtens befand ſich ein Berg gebrauchter Wäſche in einer Ecke aufgethürmt. Zerbrochenes Haus- und Gartengeräth aller Art lag und ſtand umher, kein Vorhang wehrte dem Lichte den Eingang. Ein Heer von Fliegen ſummte an den trüben Scheiben, eine erſtickende Luft erfüllte den engen Raum. In einer Ecke ſtand eine Kinderbettſtelle mit hohem Geländer, die noch aus Erneſtinens fünftem oder ſechstem Jahre ſtammen mußte. Sie enthielt einen alten zerriſſenen Strohſack ohne Laken, ein ſchmutziges Kopfkiſſen und eine ſchwere buntbezogene Federdecke. Frau Gedike fuhr eifrig umher, ſo viel als möglich von der ſchlimmen Einrichtung den klaren Augen des Geheimeraths zu entziehen. Doch es half nichts mehr.

„In dieſes Bett ſoll ich das verwundete Kind

legen? In dieſer Spelunke ſoll es verpflegt werden?“ fragte er mit einem Tone, welcher der Frau nichts Gutes verhieß.

„Ja, mein Gott, wir haben kein anderes Zimmer und kein anderes Bett. Das liebe Kindchen hat mich oft recht gejammert, aber der gnädige Herr ſind ja ſo ſparſam — und ſchaffen nichts an,“ klagte ſie.

Der Geheimerath ging auf eine geöffnete Thür zu, die in ein zweites größeres Gemach führte. Hier war die Luft rein, die Einrichtung anſtändiger und ein bequemes Bett ſtand aufgedeckt da.

„Dies iſt Ihr Zimmer?“ ſagte der Geheimerath ſcharf und ſtreng.

„Zu dienen, Herr Geheimerath, ich bekam es ſo von meiner Vorgängerin überliefert.“

„Beziehen Sie das Bett augenblicklich mit friſcher Wäſche.“

Frau Gedike ſah ihn groß an.

„Augenblicklich!“ wiederholte der Geheimerath mit einer Miene, die keinen Widerſpruch zuließ, und ſetzte ſich, um ſeine Arme unter der, immer ſchwerer werdenden Laſt zu ſtützen. Frau Gedike holte das Verlangte herbei und rüſtete das Bett.

„Wo ſoll ich denn ſchlafen?“ fragte ſie mit

unterdrückter Wüth; „es iſt ja ſonſt keine Schlafſtätte im ganzen Hauſe!“

„Sie können ſich ja in Erneſtinchens Bett dort drinnen legen und ſpüren, wie ſich's ruht, wenn man zuſammengekrümmt liegen muß, wie auf der Folter!“ erwiderte der alte Herr mit trockenem Humor. Dann aber zog er wieder die grauen buſchigen Augenbrauen drohend zuſammen und fuhr fort: „Ich zweifle übrigens, daß Sie noch ein Lager hier bedürfen, denn was mich betrifft, ſo werde ich dafür ſorgen, daß Sie noch vor Nacht dieſes Haus verlaſſen!“

„Ei Herr Jeſus! HerrGeheimerath, was hab' ich denn verſchuldet? Was können Sie mir vorwerfen?“ jammerte Frau Gedike, während ſie die Kiſſen glättete.

Heim erhob ſich und legte den lebloſen Körper nun behutſam auf das Bett, dann ſagte er ruhig: „Betrachten Sie doch nur die Kammer, in welcher Sie das ſchwächliche Kind verkümmern, das Lager, in dem Sie es faſt verkrüppeln ließen und fragen Sie ſich dann, ob Ihnen ein ehrlicher Mann zu viel thut, wenn er Sie eine Canaille nennt!“ Damit ließ er ſie ſtehen und rief den Chirurgen, um mit ſeiner Hülfe die nöthigen Vorkehrungen zu Erneſtinens Verpflegung zu treffen.

Frau Gedike lief weinend und schreiend hinaus und der Geheimerath schaltete und waltete nun bei dem Kinde mit der Ruhe und Umsicht eines erfahrenen Arztes und mit der Milde eines wahren Menschenfreundes.

Nach einer halben Stunde begann Ernestine Lebenszeichen zu geben. Das Bewußtsein jedoch kehrte nicht zurück. Mit irren gebrochenen Blicken schaute sie umher, schloß aber sogleich die Augen wieder und murmelte abgerissene unverständliche Worte. Endlich versank sie von Neuem in eine schlummerähnliche Abspannung. Der Geheimerath ließ den Chirurgen bei dem Kinde und ging zu Hartwich hinüber, der einstweilen einen Beistand an Leuthold gefunden hatte. Leuthold war von der ungewöhnlichen Unruhe im Hause endlich auch erwacht und hatte sich von seiner schnarchenden Ehehälfte weggestohlen, um zu sehen, ob vielleicht sein Bruder am Sterben sei, und seiner Gattin die frohe Botschaft als Morgengruß zu bringen. Leider fand er, daß er sich getäuscht, doch war wenigstens das Gute an der Sache, daß die Aufregung, in der sich Hartwich befand, nothwendiger Weise seinen Tod beschleunigen mußte; Ernestinens Schicksal war ihm gleichgültig, aber höchst unangenehm berührte ihn die Nachricht, daß man Heim geholt

hatte. Dieſer Mann war ihm ſehr unheimlich und friſchte, wie mit einer chemiſchen Flüſſigkeit, alle alten ſcheinbar verblichenen Flecken an ſeinem Namen wieder auf. Er beſchloß daher, ſich die nächſten Tage über entfernt zu halten, um eine Begegnung mit dem Zeugen ſeiner Schande zu meiden, dagegen wollte er ſeine Gattin als Wächterin anſtellen; ſie ſollte ſich von nun an im untern Stocke aufhalten, unter dem Vorwand „Erneſtinen pflegen zu helfen“ — natürlich aber durch ihre Gegenwart bei den Beſuchen des Arztes verhindern, daß dieſer ſich gegen Hartwich mißliebig über Leuthold äußere. Er ſchlich hinauf, um ſeine Gattin eiligſt aufſtehen zu heißen, doch brauchte die träge Frau hiezu länger, als Leuthold lieb, — und ſeinen Zwecken gut war.

Unmittelbar nachdem er Hartwich verlaſſen, trat Heim in deſſen Zimmer. „Was bringen Sie mir für Nachricht?“ rief ihm Hartwich entgegen.

„Noch nichts Gutes. Die Kleine gab einige Lebenszeichen, als wir ihr Eisumſchläge machten. Doch iſt die Lethargie, in welche ſie gleich wieder verfiel, beunruhigend. Ich kann Ihnen nicht die geringſte Hoffnung geben, bevor nicht wenigſtens drei Tage überſtanden ſind.“

Hartwich ſchlug die feuchte Stirn in Verzweiflung an die Wand. „Das bringt mich um, das bringt mich um!“

Der Geheimerath ſetzte ſich an ſein Bett, nahm eine Priſe aus einer, mit dem Bilde des Königs geſchmückten goldenen Doſe und beobachtete ruhig den jammernden Mann. „Nun ſagen Sie mir 'mal, Herr von Hartwich, wie ging denn die Geſchichte eigentlich zu? Darf ich das nicht wiſſen? Das Kind hat außer der Kopfwunde einige blaue Flecken an Schultern und Armen, die jedoch nicht erſt von geſtern ſind. Es ſcheint demnach überhaupt ſehr hart behandelt worden zu ſein!“

Der Kranke hatte eine Weile geſchwiegen, dann aber ſagte er: „Ja — ach ja, wir haben es Alle zu hart gezüchtigt, aber dieſe furchtbare Verletzung wollte ich ihm nicht zufügen, bei Gott nicht! Ich hatte geſtern Abend ſchon feſt geſchlafen, als Erneſtine heimkam, ſich zu mir ſchlich und mich durch Schluchzen weckte!“

„Das arme Kind, es hatte Urſache zu weinen,“ unterbrach ihn der Geheimerath.

„Ja, ja — aber ich ſah es geſtern noch nicht ein. Da ich nun einmal wach war, bekam ich Durſt

und ſchickte ſie zu meinem Bruder hinauf, um mir ein wenig — ein wenig — ein paar Tropfen —"

„Liqueur zu holen," ergänzte der Geheimerath.

„Ja — ich will's nur geſtehen!" fuhr Hartwich fort. „Sie aber ſchaute beim Oheim durch ein Fernrohr und vergaß ihres Vaters Auftrag. Ich warte von Minute zu Minute mit brennendem Gaumen — ſie kommt nicht. Ich werde immer ungeduldiger — immer zorniger und als ſie endlich nach einer ſtarken halben Stunde kommt und mir das Gewünſchte nicht einmal bringt, da greif' ich nach ihr, um ſie zu ſchlagen; ſie klammert ſich aber in der Angſt an meinen gichtkranken Arm, daß mich der Schmerz halb raſend macht und in ſinnloſer Wuth pack' ich das Kind mit meiner geſunden Hand, — möge ſie auch noch erlahmen — und ſchleudere es weit hinweg. Es ſtürzt rücklings um, ſchlägt mit dem Hinterkopf auf die Marmorplatte meiner Waſchtoilette, Sie ſehen noch das Blut daran, von da auf den Boden und bleibt wie todt liegen. Mir wurde es ſo ſchwarz vor den Augen wie damals, als mich der Schlag getroffen. Ich klingelte nun den Leuten, Niemand kam. Ich konnte mich ja nicht rühren, konnte nicht aus dem Bette, dem Kinde beizuſtehen, — ich ſah ſein Blut fließen, hörte es wie

eine Sterbende röcheln und lag da, ein elender gelähmter Mann, mit dem Gefühl, daß ich mein Kind gemordet. O Herr Geheimerath — in solch einer Stunde geht man in sich — in solch einer Angst lernt man beten! Endlich nach langem wiederholtem Rufen und Klingeln kam das nichtswürdige Gesindel herbei. Herr Geheimerath — ich kann Ihnen nicht sagen, was in mir vorging, als sie mir das Kind auf's Bett legten — das arme zerschlagene Kind. Als mir das blutende Köpfchen in die Hände fiel, — da war mir's, als sei mit der klaffenden Wunde auch mein Herz aufgesprungen und es ströme nun erst die ächte warme Vaterliebe daraus hervor. — Sonst wenn ich die Kleine züchtigte, hatte sie nur Trotz und Widerstand, — da that mir's dann auch nicht leid, wenn ich ihr weh gethan; jetzt wo sie gebrochen und stumm vor mir lag — redete sie eine Sprache, die mich zu mir selbst brachte, als erwachte ich aus einem Rausche. Und, Herr Geheimerath, bisher war ich auch berauscht. Ich hatte mich zum Thier getrunken und das arme Opfer meiner Wuth hat mich erst wieder zum Menschen gemacht!"

Der Geheimerath hörte dem Sprecher mit wachsender Theilnahme zu. Als er geendet, nahm er dessen

Hand. „Es iſt recht, Herr von Hartwich, daß Sie ſo offen gegen mich ſind. Menſchen, die von Natur nicht böſe, können ihre Vergehen durch nichts beſſer entſchuldigen, als durch Wahrhaftigkeit, denn ihre Beweggründe ſind meiſt nicht ſo ſchlimm, als ihre Thaten; — aber beruhigen Sie ſich nun auch — Ihr Zuſtand bedarf wirklich der Schonung! Wenn der Arzt bei ſolchen Gelegenheiten dem Beichtvater ein wenig in's Handwerk pfuſchen darf, ſo möchte ich zu Ihrem Troſte ſagen: was auch mit dem Kinde geſchieht, wenn die Krankheit ſelbſt einen ſchlimmen Verlauf nähme, — Sie dürfen es ſich nicht zu ſchwer anrechnen. Daſſelbe was Sie vor dem irdiſchen Gericht entſchuldigen würde, jene Unzurechnungsfähigkeit, die die Folgen Ihrer That nicht ermeſſen konnte — daſſelbe entſchuldigt Sie auch vor Ihrem innern Richter. — Sie haben ja doch ſonſt väterlich an dem Kinde gehandelt," fügte er mit beſonderer Betonung hinzu: „Sie haben ihm ein ſchönes Vermögen geſpart, daß es doch einmal eine Stellung in der Welt einnehmen und ſein Leben, wenn es ihm Gott wieder ſchenken ſollte — genießen kann."

Hartwich ergriff Heim's Hand und flüſterte raſch und ängſtlich: „Ach lieber Herr — das that ich ja

nicht und das drückt mir jetzt auch so auf der Seele, ich war dem Kinde nie und in Nichts ein Vater!"

„Was Sie sagen!" rief Heim mit scheinbarer Verwunderung. „Sie hatten also Ernestinchen zu Gunsten eines Andern verkürzt?"

Hartwich sah besorgt nach der Thür. Der Geheimerath verstand ihn und öffnete dieselbe, es war kein Lauscher in der Nähe. Hartwich zog den Geheimerath zu sich hin und gestand ihm Alles, was dieser schon wußte. Heim schüttelte den Kopf: „Es ist fast unglaublich, daß ein Vater so an dem leiblichen Kinde handelt — aber da ja überhaupt jetzt Ihr Pflichtgefühl erwacht ist, so werden Sie auch dies Unrecht gut machen wollen?"

„Ach, Herr Geheimerath, wenn ich das könnte — wie gerne thät' ich's! Wenn das arme Ernestinchen wieder auftäme, ich wollte ihm ja schon bei meinen Lebzeiten das ganze Vermögen als Schmerzensgeld schenken. Sagen Sie mir, wie fang' ich's an, das unglückliche Kind zu entschädigen, wie fang' ich's an, gut zu machen, was ich an ihm verbrach. Ich will ja alles thun, alles, wenn ich nur kann! — Helfen, rathen Sie mir!"

„Ich denke," begann der Geheimerath mit ruhi-

ger Entſchiedenheit — „die Sache iſt ganz einfach: Sie machen ein neues Teſtament und ſtoßen das alte um. Wenn Erneſtinchen wieder aufkommt, ſo iſt es ſehr die Frage, ob ſie nicht ein kränkliches Weſen für ihr ganzes Leben bleibt. Ein ſolch' unglückliches Geſchöpf aber braucht Geld, — viel Geld, — denn Kränklichkeit iſt eine koſtſpielige Sache. Das Kind war von Natur geſund, — es iſt erſt durch ſchlechte Pflege, ja durch Mißhandlung verkümmert. Sie überließen es einer nichtswürdigen Haushälterin, die ihm Alles verſagte, was ein Kind braucht, um zu gedeihen, und jetzt gaben Sie der geſchwächten jungen Natur einen Todesſtoß, von dem ſie ſich ſchwerlich ganz erholen wird. Sie müſſen alſo ſelbſt fühlen, daß, wenn Sie Erneſtinen's Leben faſt zerſtörten, Sie ihr wenigſtens die Mittel gewähren ſollten, dereinſt dies ſieche Daſein auf jede denkbare Weiſe erträglich zu machen und ſich für die Schmerzen einer verwahrloſten Kindheit durch alle die Freuden zu entſchädigen, welche der Reichthum gewährt!"

Hartwich brach wieder in lautes Weinen aus. „Ja, ja, Sie haben Recht, — Sie ſind ein Ehrenmann, Herr Geheimerath. Aber wie kann ich mein Teſtament umſtoßen, ohne Leuthold's ſchlimmſte Rache

zu fürchten. Ach, Sie wiſſen nicht, welch ein gefährlicher Feind er iſt.“ —

„Ich weiß, ich weiß“ — unterbrach ihn Heim, mit dem Kopfe nickend, — „er iſt ein ſchlimmer Burſche, aber ſagen Sie mir einmal, Herr von Hartwich, was fürchten Sie von ihm? Wird Sie dereinſt der Fluch Ihres unglücklichen Kindes, wenn es am Leben bleibt, nicht ſchwerer treffen, als der Haß eines ſo elenden Subjects wie Ihr Stiefbruder?“

Hartwich wand und krümmte ſich in ſeinem Bette: „Wenn ich nur wenigſtens die Fabrik ſchon verkauft hätte! Wenn er erführe, daß ich ihn enterbte, er wäre im Stande, aus Rache den Verkauf zu hintertreiben und mir das ganze Unternehmen herunterzubringen — dann könnte das arme Kind noch mehr als die Hälfte ſeines Vermögens einbüßen!“

Der Geheimerath legte die Hände mit der Doſe übereinander und ſah Hartwich lächelnd an.

„Wenn Sie weiter kein Bedenken haben, dann ſteht die Sache vortrefflich. Die Fabrik iſt ſo gut wie verkauft, denn der Bruder der Frau Staatsräthin Möllner, Herr Neuenſtein, brennt darauf, ſie für ſeinen Sohn, der Chemiker iſt, zu erſtehen; — er kennt Ihren Bruder und würde ſeine Ränke durchſchauen.

Uebrigens braucht es Gleißert ja auch vor der Hand noch nicht zu erfahren. Sie machen das Teſtament ganz heimlich. Ich gebe Ihnen Dinte und Feder, wenn ich das Recept für Erneſtinchen aufſchreibe, — Ihre Haushälterin ſchicken Sie augenblicklich fort, damit Sie unbewacht ſind, denn der traue ich jeglichen Verrath zu und die Pflege des Kindes dürfen Sie ihr nicht mehr überlaſſen. Heute Nachmittag komme ich wieder und Sie legen die Schrift in meine Hand, — wo ſie ſicher iſt! Nun — wie gefällt Ihnen der Vorſchlag?"

„Ja, ja," — rief Hartwich leidenſchaftlich. — „Das iſt gut, — ſo kann ich es machen. Ach — es iſt ja das Einzige, was ich für mein Kind noch thun kann — und ich will es thun. Schicken Sie die Gedike fort, verſchaffen Sie ſich ſchnell Papier und Dinte — ſo etwas ſoll man nicht aufſchieben, keine Stunde länger, als nöthig — ich fühl's, ich bin ein übernächtiger Mann. Wenn dieſe Laſt von meiner Seele iſt — ſterbe ich ruhiger!" —

Heim ging ſogleich hinaus, um das Schreibmaterial zu holen; denn er wußte beſſer als der Kranke ſelbſt, daß hier kein Aufſchub gerathen ſei. Die Mädchen ſuchten das Geforderte zuſammen und er ſah

einen Augenblick nach Erneſtinen, während der Chirurg ging, um friſches Eis zu Umſchlägen zu holen. Sie lag unruhig lallend und ſtöhnend da. Er beobachtete ſie liebevoll und ſprach froh vor ſich hin: „Du armes Kind, — Du ſollſt von nun an beſſere Tage haben!“ Dann begab er ſich zu Frau Gedike, um ihr Hartwich's Willen zu verkünden und ſtellte Rieke, die älteſte der andern Mägde, die ihm gefiel, als Erneſtinens Wärterin an.

Als er wieder bei Hartwich eintrat, fand er dieſen in höchſter Aufregung. Sein Geſicht war hochroth, ſeine Adern angeſchwollen.

„Wo bleiben Sie ſo lange?“ rief er dem Geheimerath entgegen, — „ich war ſchon in Angſt, der Schlag könnte mich treffen — ich hatte Congeſtionen wie damals! — So, geben Sie die Schreibſachen her — es wäre furchtbar, wenn ich jetzt ſtürbe, bevor ich mein Verbrechen geſühnt. — Helfen Sie mir auf, bitte, Herr Geheimerath — aber rühren Sie meinen kranken Arm nicht an, — o, dieſer Schmerz! So, — ſo — ich danke Ihnen. — Jetzt die Feder! Ich habe mir, während Sie draußen waren, alles überlegt, wie ich's anfangen will, daß er mich nicht wortbrüchig nennen kann, und daß er's das arme

Erneſtinchen nicht entgelten läßt, wenn ich etwa jetzt ſterben ſollte. — Ach Luft — Herr Geheimerath — öffnen Sie ein Fenſter! Wenn ich nur erſt geſchrieben habe — dann wird mir leichter werden! Dann werd' ich ruhiger."

So ſprach der Kranke in athemloſer Haſt, während große Schweißtropfen von ſeiner Stirne rieſelten.

„Nur ruhig, ruhig!" ſagte der Geheimerath. „Sie ſterben noch nicht ſo bald, aber mit dieſer Aufregung machen Sie ſich krank."

„Ach Sie ſind gut, — Sie wollen mich tröſten, aber ich fühl's, dieſe Nacht hat auch mir den Todesſtoß gegeben, — es iſt hohe Zeit!"

Er tauchte die Feder ein und ſah nach der Thür: „daß nur Leuthold nicht kommt — ſonſt iſt alles verloren. Riegeln Sie zu, ich bitte Sie, damit er uns nicht überraſcht. — Sagen Sie, — nicht wahr — es iſt recht, wenn ich ihn zum Erben Erneſtinchen's einſetze? Dann bin ich doch nicht ganz wortbrüchig; es iſt ja, leider, leider, wahrſcheinlicher, daß das arme Lamm ſtirbt, als daß es durchkommt — dann iſt alles, wie es war, und er erhält das Vermögen, — wenn ſie aber lebt, ſo ſoll ſie ihm ein hübſches Legat auszahlen."

„Ja, ja," sagte der Geheimerath gutmüthig, „geben Sie dem Burschen, was Sie ihm schuldig zu sein glauben. Aber schalten Sie noch ein, daß er Ernestinen nur beerbt, wenn sie unverheirathet stürbe; denn wenn es Gottes Wille wäre, daß sie lebte, sich verheirathete und Mutter würde, so dürfen Sie ihrem Kinde das Vermögen nicht entziehen. Das könnte sie einmal sehr unglücklich machen."

„Ja, Sie haben recht. Ich will auch dies noch beifügen. Aber die Vormundschaft — nicht wahr — muß ich Leuthold wenigstens lassen; er wird sonst zu furchtbar gereizt!"

Der Geheimerath schüttelte den Kopf: „Das würde ich nicht thun!"

„Doch, doch, Herr Geheimerath. Es sähe zu gehässig aus — und dabei ist keine Gefahr für das Kind. Er hat Ernestine immer gern gehabt und ihr bei mir das Wort geredet und am Ende steht er ja unter einer gewissenhaften Obervormundschaftsbehörde!"

„So kürzen Sie diese Vormundschaft wenigstens so viel als möglich ab und setzen Sie zu meiner Beruhigung ausdrücklich die Bestimmung fest, daß Ernestine mit achtzehn Jahren mündig wird. Nach unsern Gesetzen kann ein Vater sein Kind mit achtzehn Jahren

mündig sprechen. Bis dahin bleibt das Vermögen bei dem Obervormundschaftsgericht deponirt und Ernestine kann es dann selbstständig verwalten. — Bei einem Menschen wie Gleißert ist solch eine Vorsicht wohl am Platze!"

„Auch damit bin ich einverstanden. — So wären wir denn im Reinen! Gott sei Dank!" Hartwich athmete tief auf und tauchte mit zitternder Hand die Feder ein. Doch kaum hatte er die ersten Züge zu thun versucht, als er in Verzweiflung die Feder fallen ließ: „Großer, barmherziger Gott — ich kann nicht mehr schreiben!" —

Der Geheimerath sah erschrocken in das Papier, die Buchstaben waren krumm und völlig unleserlich. Der alte Herr ließ einen Augenblick in höchster Bestürzung die Hoffnung sinken, — während Hartwich wie ein Kind stöhnte und jammerte. So nahe am Ziel sollte der schöne, redlich gemeinte Plan scheitern? Der Geheimerath betrachtete den Kranken mit zweifelhaftem Blick und erwog, einen wie langen Aufschub sein Zustand wohl noch gestatte. Dann faßte er sich schnell und sagte entschlossen: „Ich schaffe Rath, seien Sie nur ganz unbesorgt. Ich fahre in das nächste Städtchen, hole eine Gerichtsdeputation und

Sie machen ein mündliches Teſtament! In zwei Stunden bin ich wieder da. Sagen Sie mir nur, wann Leuthold nicht zu Hauſe iſt, damit er uns nicht ſieht?“

„Um die Zeit, in der Sie zurück ſein können, iſt er in der Fabrik. Wenn Ihr von der Waldecke an zu Fuße geht, ſo merkt er nichts. Herr Geheimerath, Sie ſind ein edler Mann, mein und meines Kindes Wohlthäter — wie ſoll ich Ihnen danken?“

„Nichts zu danken, — nichts zu danken! Iſt ja nur Menſchen- und Chriſtenpflicht!“ damit verſteckte der vorſichtige alte Herr die Schreibmaterialien und eilte hinaus. Hartwich blickte mit ſeinen blutunterlaufenen Augen zum Himmel und betete: „Laß mich's noch erleben, Herr mein Gott, — nur ſo lang' laß mich noch leben!“ — Und wieder und immer wieder ſprach er die wenigen Worte, während ſein Herz immer ungeſtümer und unregelmäßiger pochte und ſeine Adern blau anſchwollen, als ſchlängelten ſich lebendige Nattern hindurch. Es war die Todesangſt eines armen Sünders, der fühlt, daß er in Kurzem vor einen unerbittlichen Richter treten muß und ſich noch vorher von einem Theil ſeiner Schuld loskaufen möchte. Dieſe Angſt mußte natürlicherweiſe ſein Ende beſchleunigen!

Frau Bertha kam bald nach des Geheimeraths

Entfernung herab und wollte Hartwich Gesellschaft leisten, aber sein Zustand flößte ihr Grauen ein. Sie sah, daß es mit ihm zu Ende ging, und hatte nicht den Muth, seinen Todeskampf mitanzusehen. Sie kam sich vor wie seine Mörderin, weil sie seinen Tod so sehr wünschte. In der That macht uns das Schicksal oft durch unsere stillen Wünsche zu Mitschuldigen seiner Härte und wir schlagen uns zerknirscht vor die Brust, wenn das, was wir auf Kosten eines Andern im Geheimen ersehnt, plötzlich Gestalt gewinnt. Wer hätte nicht in seinem Leben einmal solch einen egoistischen Wunsch gehegt und, nachdem er ihn bekämpft, dem Himmel heiß gedankt, wenn er ihn nicht erfüllte? Und wer hätte sich im andern Falle nicht einer schweren Schuld angeklagt, als habe sein geheimes Verlangen das Schicksal zum Nachtheil seines Opfers herausgefordert? Frau Bertha war zwar so zartfühlend nicht, sie wollte Hartwich's Tod, um sein Vermögen zu bekommen, und dankte dem Himmel, daß er ihr so schön in die Hände arbeitete, sie war jedoch zu sehr Weib, um im Augenblicke der Erfüllung ihrer schlechten Wünsche nicht zu schaudern und in der Gestalt des sterbenden Hartwich's einen rächenden Popanz zu erblicken. Sie beschloß daher, dem Befehl ihres Ehe-

herrn untreu zu werden und den Schreckensort zu meiden. Die wohlerwogenen Gründe, die jener hatte, ihr Aufmerksamkeit auf Alles, was vorging, zu empfehlen, vermochte sie nicht einzusehen und so begab sie sich, nachdem Leuthold in die Fabrik gegangen, wieder hinauf in ihre eigenen Gemächer.

Hartwich lag nun allein, in Angstschweiß gebadet, auf seinem heißen Lager. Langsam schlichen die Minuten hin, von Viertel- zu Viertelstunde mußten ihm Nachrichten über Ernestinens Zustand gebracht werden; sie lauteten immer gleich. Doch plötzlich nach Verlauf einer Stunde kam Rieke eilig herein: „Gnädiger Herr," rief sie, „Ernestine ist aufgewacht und verlangt nach einem Buche, aber wir können gar nicht errathen, was sie für eines meint, sie spricht so undeutlich, und was wir ihr bringen, ist ihr nicht recht. Was soll man denn da machen?"

„Einen Knecht in die Stadt schicken und alle Kinderbücher holen lassen, die es dort zu kaufen giebt, — dem Kinde soll es an nichts fehlen — hört Ihr? an nichts! Hat sie nicht von mir geredet?"

„Ach nein" — entgegnete die Magd. „Sie ist ja gar nicht recht bei sich — sie jammert nur immer um ihr Buch!"

„Nun ſo ſchafft nur raſch herbei, was ſie will — nur raſch!“

Die Magd ging hinaus und der Kranke brütete wieder einſam vor ſich hin. Es ängſtigte und quälte ihn grenzenlos, daß Erneſtine etwas wünſche, was erſt in einigen Stunden zu bekommen war. Nach einiger Zeit klingelte er der Wärterin wieder und erhielt den Bericht, daß die Kleine noch immer nach einem Buche verlange. Der Kranke ward immer unruhiger und begehrte endlich die Nähe des Chirurgen, der noch bei Erneſtinen war.

„Lederer,“ rief er dieſem entgegen, als er eintrat, „laß Er mir zur Ader! Weiß Er noch? Das that mir damals ſo gut.“

„Ei bei Leibe nicht, gnädiger Herr!“ rief Lederer, „das darf ich nicht ohne ärztliche Verordnung und ſcheint mir ja auch gar keine Urſache zu einem ſo gewaltſamen Mittel vorhanden zu ſein!“

„Was weiß Er!“ fuhr ihn Hartwich zornig an, „ich fühle, daß es nöthig iſt, ſag' ich Ihm. Das klopft und bohrt in meinem Kopfe. Er muß mir Blut laſſen, wenn mich der Schlag nicht zum zweiten Male treffen ſoll!“

„Ach gnädiger Herr, Sie machen ſich gewiß un-

nütze Sorgen," jammerte der Barbier, „haben Sie doch nur Mitleid mit mir armen, abhängigen Manne, ich darf mir bei einem Kranken, wie Sie sind, keine solche Eigenmächtigkeit erlauben — ich wollte es ja sonst gern thun! Gedulden Sie sich doch nur, bis der Geheimerath wieder kommt!"

„Er ist ein nichtsnutziger feiger Wicht" — schrie Hartwich in überschäumender Wuth.

„Um's Himmels willen, gnädiger Herr, beruhigen Sie sich nur" — unterbrach ihn der Chirurg erschrocken: „Ich will Ihnen ja gehorchen, — aber ich habe mein Verbandzeug nicht da — ich muß erst nach Hause gehen und es holen. Bis dahin kommt vielleicht auch der Herr Geheimerath wieder!"

„So geh' Er," murmelte Hartwich, den seine Heftigkeit schon wieder reute, aus Angst, er habe damit die Gefahr seines Zustandes erhöht. „Aber richte Er mich erst noch auf! Ach, wenn ich nur mit den Füßen aus dem Bette könnte, es würde mir gewiß leichter. Versuch Er es doch, ob's nicht geht, — ziehe Er die steifen Klötze einmal heraus. — So recht — so recht. Es geht schwer. Ach, wer hölzerne Beine hat, ist doch viel glücklicher daran, — Stelzfüße kann man abschnallen, aber der Gelähmte muß die todten schweren

Glieder immer an ſich hängen haben! — 's iſt ein Hundeleben und ich hätte nichts dagegen, wenn's ein Ende nähme, — aber nur nicht jetzt, bevor ich meine Schuldigkeit gethan. Geh' Er nur, Lederer, und komm Er bald wieder."

Der Barbier hatte ihm ſo weit herausgeholfen, daß er aufrecht im Bette ſaß und die lahmen Füße auf einem Schemel ſtehen hatte. Er ſah ſich im Zimmer um und gewahrte Erneſtinens Buch, das noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag. „Was iſt das?" fragte er. Lederer reichte es ihm. Er blätterte darin. Plötzlich verklärte ſich ſein Geſicht: „Das iſt am Ende das Buch, nach dem Erneſtine verlangt! Gewiß hat ihr's geſtern in der Geſellſchaft Jemand geſchenkt. Du lieber Gott — jetzt verſtehe ich, warum ſich das arme Würmchen noch ſo ſpät zu mir geſchlichen — es wollte bei meiner Lampe leſen! — Ach — und hat das unſchuldige Vergnügen ſo furchtbar büßen müſſen! Geh' Er ſchnell hinüber, guter Lederer, und bring' Er's dem Kinde. — Die Rieke ſoll mir dann berichten, was es geſagt hat und — nicht wahr — Er holt dann gleich das Verbandzeug?" —

„Ja wohl, gnädiger Herr, empfehle mich ganz gehorſamſt!" ſagte Lederer und eilte mit dem Buche hinaus.

Eine Uhr ſchlug Neun. Hartwich ſeufzte tief. „Erſt Neun — da kann es noch eine Stunde dauern, bis Heim kommt. Die Herren vom Gericht ſind auch nicht ſo ſchnell bereit. Lieber Gott — Du wirſt das arme unſchuldige Kind nicht ſo ſchwer ſtrafen, daß Du mich ſterben läſſeſt — bevor ihm ſein Recht wurde, — Du wirſt nicht!“ — Er verſuchte vergebens die Hände zu falten und ließ ſie endlich matt auf die gelähmten Kniee niederſinken.

Es kam ihm vor, als würde plötzlich auch die rechte Hand ſteif. Schon daß ſie ihm vorhin beim Schreiben den Dienſt verſagt, konnte nicht nur von der Ungewohnheit herrühren. Er hob und ſenkte mehrmals prüfend den Arm, — war es Wahrheit oder Einbildung, er wurde ihm immer ſchwerer. Dies war keine Gichtlähmung, wie die der linken Seite; dies konnte nur Folge eines Blutergusſes im Gehirn ſein. Kalte Tropfen traten ihm auf die Stirn, er verſuchte es, ſie mit der, mehr und mehr erſchlaffenden Hand abzuwiſchen, doch vergebens, er brachte ſie nicht mehr ſo weit in die Höhe. So ſaß der hülfloſe Mann da, an allen Gliedern gelähmt und der Angſtſchweiß rann ihm unaufgehalten über das Geſicht. Er dachte an die weißen magern Händchen ſeines Kindes, wie

wohl ſie ihm jetzt thun würden, könnten ſie ihm die eigenen erſetzen, ihm die Stirne trocknen, eine Erfriſchung reichen — er dachte, wie einſam und verlaſſen er den Tod erwarte und wie das doch lediglich ſein eigenes Verſchulden ſei — und wieder verfiel er in ein krampfhaftes Schluchzen. — Da trat Rieke ein.

„Nun — war es das Rechte?“ rief Hartwich.

„Ja, gnädiger Herr!“

„Gott ſei Dank! Sprach ſie nicht von mir?“

„Nein, gnädiger Herr! Sie redete gar nichts. Sie nahm nur das Buch und küßte es, dann ſchlang ſie ihre Arme darum und ſchlief wieder ein.“

„Wenn mir das Kind nicht verzeiht, bevor ich ſterbe, finde ich nicht Ruhe im Grabe!“ ſtöhnte Hartwich. „Rieke, denke Dir — mein rechter Arm wird auch lahm. Schau' mich einmal an — findeſt Du mein Ausſehen nicht verändert?“

„I, bewahre — ſo blau ſind Sie immer geweſen!“ tröſtete Rieke.

„Gieb mir 'mal einen Spiegel, daß ich's ſelber ſehe!“

Rieke hielt ihm denſelben hin, er betrachtete ſich lange ängſtlich darin. „Ich ſehe furchtbar aus. Findeſt Du nicht, daß meine Zunge ſchwer wird?“

Riese stellte den Spiegel weg. „Ach, Ihre Zunge war ja immer schwer, wenn Sie Schnaps getrunken hatten. Machen Sie sich doch darum keine Sorgen.“

„Ich habe heute nichts getrunken, unverschämte Person,“ stammelte Hartwich aufgebracht, „mache, daß Du hinauskommst und pflege mir das Kind gut — sonst —!“

„Ja, ja — gnädiger Herr — ich werde schon meine Schuldigkeit thun, auch ohne Ihre Drohungen — aber gut machen, was Sie schlecht gemacht haben, kann ich doch nicht!“ Damit schlug sie die Thür hinter sich zu.

„Das muß man sich von solch' einer Bauerndirne sagen lassen!“ klagte Hartwich. „Wie werden sie mein Kind gegen mich aufhetzen, wenn es wieder zu sich kommt. O — o — ich verdien' 's nicht besser, 's ist traurig, sehr traurig! Aber nur ruhig — nur nicht ärgern!“ So murmelte er mit zitternden Lippen vor sich hin, stets bemüht, seine Aufregung niederzukämpfen und seiner keuchenden ringenden Brust einen regelmäßigen Athem abzuzwingen.

Wieder schlug die Uhr und zwar Zehn.

„Jetzt müssen sie doch kommen,“ dachte Hartwich. „Wenn ich nur noch bei klarem Verstande bin!“

Der unglückliche geängstigte Mann, stellte nun alle möglichen Denkversuche an, um seine Geisteskräfte zu prüfen und wiederholte hundertmal die Fassung des Testamentes, um sie sich so einzuprägen, daß er sie auch im letzten Augenblick noch wisse.

Endlich ertönten Schritte in der Hausflur.

„Lederer wird das Verbandzeug bringen," dachte er, sich jetzt erst wieder seines Wunsches, Blut zu lassen, erinnernd. Aber es waren mehrere Tritte, das mußte die Gerichtsdeputation sein! Die Thür ging auf. „Ach Gott sei Dank, Gott sei Dank," stammelte Hartwich und sank ohnmächtig zurück.

„Dacht' ich's doch!" rief der Geheimerath. „Hätten Sie ihm nur zur Ader gelassen — oder wären Sie wenigstens bei ihm geblieben," fuhr er den erschrockenen Barbier an, der mit ihm eintrat.

„Nur schnell — das Etui her — drüben beim Kinde Eis geholt," befahl er und während er sprach, hatte er schon alle Vorbereitungen getroffen und bald spritzte das dunkle Blut aus der geöffneten Ader hervor.

„Nehmen Sie nur einstweilen Platz, meine Herren," sagte er nun, während er den Arm unterband. Ich glaube, daß der Kranke noch einmal aufwacht. Dort in der Ecke steht das nöthige Schreibmaterial."

Die Herren ſetzten ſich und rüſteten den Tiſch zur Aufnahme des Protokolls. Der Chirurg brachte Eis. Es ward Hartwich auf den Kopf gelegt und wie der Geheimerath geſagt hatte, kam er bald wieder zu ſich. Er blickte erſtaunt um ſich. „Lebe ich noch?“ fragte er ſchwach.

„Ja wohl, ja wohl,“ ſprach der Geheimerath froh. „Es war nur ein kleiner Streifſchuß.“

„Gott der Gnade,“ ſtammelte Hartwich. „Du biſt barmherzig! Ich habe auch das Gedächtniß noch. Sind die Herren da?“

Der Richter erhob ſich und trat an das Bett:

„Wir ſind da, Herr von Hartwich, und erwarten Ihre Beſtimmungen.“

„Ich bin noch bei Verſtande — gewiß ich bin's!“ betheuerte der Kranke mit kindiſcher Aengſtlichkeit.

„Die Abſicht, mit welcher Sie uns hierher gerufen, zeugt wenigſtens nicht von dem Gegentheil,“ ſagte der Richter ernſt, während er dem Protokollführer ein Zeichen gab. Dieſer ſchickte ſich an, zu ſchreiben.

„Auch betheure ich, daß dieſer letzte Entſchluß ein ganz freier iſt,“ fuhr Hartwich fort.

„Auch hiervon bin ich überzeugt, — ich war weit mehr geneigt, Ihr voriges Teſtament für ein er-

zwungenes zu halten, als dieſes," erwiederte der Beamte.

„Beeinträchtigt es die Gültigkeit des Documents nicht, wenn ich keine Unterſchrift beifügen kann? Meine Hand verſagt mir leider den Dienſt!"

„Durchaus nicht!" ſagte der Richter. „Die beiden Herren, Geheimerath Heim und Chirurg Lederer werden die Güte haben, als Zeugen für Sie zu unterſchreiben, dann iſt die Urkunde rechtskräftig. Fühlen Sie ſich ſtark genug, Ihren Willen zu Protokoll zu geben, — ſo ſteht der Aufnahme nichts im Wege!"

„Ja wohl — ja wohl!" keuchte Hartwich und richtete ſich an dem Geheimerath auf. „Jede Minute iſt mir koſtbar."

Der Protokollführer ſetzte die üblichen Präliminarien auf, der Geheimerath ſchloß auf Hartwichs Wunſch die Thür und dieſer dictirte nun mit ſolcher Haſt, daß ihn der Richter um langſameres Sprechen bat, weil der Schreiber kaum folgen konnte. — Einige Verworrenheiten in der Abfaſſung brachte der Richter mit edlem Eifer bald in's Klare und ſo ward denn das Teſtament vollendet, ehe die mühſam glimmende Lebensflamme des Teſtators erloſch. Die kleine Erneſtine war Erbin eines Vermögens von neunzigtauſend

Thalern. Das Protokoll wurde Hartwich vorgeleſen. Der Geheimerath und Lederer unterzeichneten ſtatt ſeiner.

„Nun kann ich ſterben!“ ſagte der Kranke mit der Miene eines Erlöſten und als habe er die letzte Kraft an dieſe That geſetzt, brach er jetzt geiſtig und körperlich zuſammen.

„Geheimerath!“ ſtammelte er mit ſchwerer Zunge und ein ſeltſames Lächeln verklärte ſein Geſicht: „Legen Sie das Document meinem Kinde auf's Bettchen, als den — letzten — Gruß — ſeines — Vaters! — Ihnen danke —“ ſeine Augendeckel ſanken herab, er begann zu lallen und verlor das Bewußtſein.

Der Geheimerath nickte dem Richter zu und ſprach ernſt: „Das war hohe Zeit!“

Viertes Capitel.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Am andern Tage um dieſelbe Zeit ſtand Frau Bertha in ihrer Küche und ſchlug mit gewaltigem Schwunge Schnee zu einem Kuchen, wobei ihre vollen Wangen von der heftigen Bewegung wackelten, wie Geldſäckchen, die geſchüttelt werden. Sie hatte die Magd mit dem Kinde in den Garten geſchickt und mußte nun ſelbſt ihre Stelle vertreten. — Sie wiſchte ſich mehrmals mit der Schürze die Stirn und drehte endlich prüfend den Teller um, ob der Schnee ſteif ſei, es fiel kein Tropfen herab, — er war ſehr ſteif! Sie ſtellte ihn nun mit hoher Genugthuung auf den kalten Waſſer-Eimer und wandte ſich dann nach einem großen Sacke unter dem Tiſche um, in dem es jämmerlich zappelte und piepte. Ein weißes Täubchen ſteckte den Kopf heraus, und Bertha ſchlug es darauf

und band den Sack noch feſter zu, in dem die armen Thiere ſchmachteten. — Ein Kochtopf lief ziſchend und praſſelnd über, ſie eilte herbei, ſtrich die weiten Aermel zurück, und hob mit ihren fleiſchigen Armen den glühenden, ſchweren Keſſel vom Feuer. Sie war ſchön anzuſehen, als die rothe Flamme aus der frei gewordenen Oeffnung ſchlug und ihr zurückgebogenes Geſicht mit einem Gluthſchein übergoß, als ſie ſo mächtig und geſchäftig herumhantierte, dampfende Töpfe hin und her ſchob, das Heerdthürchen aufriß, Holzklötze nachlegte, herausfallende Brände und Kohlen mit der bloßen Hand wieder hineinwarf oder hoch vom Rauchfanggeſimſe eine eiſerne Pfanne herabſchwang. Es war, als ſei Frau Venus, jene derbe plumpe Höllenvenus der deutſchen Volksphantaſie aus dem Hörſelberge gekommen und habe ſich in eine Küchenſchürze geſteckt, um den blutloſen, kalten Doctor Gleißert in Geſtalt einer Köchin zu verführen und ihm vorher höchſteigenhändig ein erwärmendes, begeiſterndes Mahl zu bereiten. — Jetzt nahm ſie ein Netz voll Krebſe und ſetzte ſie in einem Topf mit kaltem Waſſer zum Feuer, dann ſchürte ſie tüchtig und ſchaute behaglich den Zuckungen der langſam ſterbenden Thiere zu. Sie dachte nicht daran, daß ſo eben auch ein zähes Men-

ſchenleben in ſchwerem Kampfe mit dem Tode rang und als ſie wenige Minuten ſpäter die Leiber der Krebſe in einem Mörſer zerſtieß, ahnte ſie nicht, daß das Dröhnen und Klingeln, welches ſie hervorbrachte, ein Todtengeläute ſei. Sie ſtampfte wacker und wohlgemuth die krachenden Schaalen zu Brei zuſammen und hörte es nicht, als plötzlich ihr Gemahl wie ein vom Bogen geſchoſſener Pfeil die Treppe herauf und in die Küche flog. „Weib!“ rief er athemlos und hielt ihr den Arm feſt. „Weib, heute haſt Du Dich zum letzten Male gequält!“ —

Frau Bertha ſah ihn an — eine halb ängſtliche, halb freudige Ueberraſchung malte ſich auf ihrem erhitzten Geſicht: „So vergnügt ſah ich Dich, ſeit ich Dich kenne, nur einmal, — als Du jene ſonderbaren Fiſche in Trieſt unterſuchteſt; was iſt denn geſchehen?“

„Kannſt Du's nicht errathen?“ fragte Leuthold.

„Iſt er todt?“

„Er iſt's, nach einer Agonie von vierundzwanzig Stunden!“

„Na, Gott ſei Dank!“ ſagte Frau Bertha und faltete ihre kurzen dicken Hände.

„Ja — wenn ich an einen Gott glaubte — ich würde jetzt auch ſo ſagen!“ erwiderte Leuthold und

warf ſich auf einen Küchenſtuhl. „Weib, faſſe es nur, das unerhörte Glück! Wir ſind nun reich, unabhängig — erlöſt von der zehnjährigen Sklaverei — erlöſt! Ach!“ — Er fächelte ſich mit dem Taſchentuche, welches er an Hartwich's Leiche benützt hatte, um die Thränen zu trocknen, die er nicht weinte, Luft zu.

Frau Bertha ſtand trotz allen Glückes etwas beklommen da. „Es jammert mich doch faſt, daß er ſterben mußte,“ ſagte ſie kleinlaut. „Ich meine immer, es ſei eine Sünde, ſich über eines Menſchen Tod ſo zu freuen, er könnte uns einmal erſcheinen!“

„Schwatze nicht ſo albern, Du weißt, daß ich ſolchen Unſinn nicht hören will!“ zürnte Leuthold. „Thuſt Du doch, als hätten wir ihn umgebracht! Wünſche, meine Liebe, ſind weder Gift noch Dolch, und wir freuen uns jetzt auch nicht ſeines Todes, ſondern nur unſeres Erbes. Das iſt menſchlich!“

„Ach ja,“ meinte Bertha beruhigt; „da haſt Du wieder Recht. Wenn wir das Geld nur bei ſeinen Lebzeiten ſchon hätten bekommen können, ſo würde ich ihm das Leben ja gegönnt haben; meinetwegen mochte er dann hundert Jahre alt werden. Es iſt ſeine eigene Schuld, daß wir ſeinen Tod herbei wünſchten — warum hielt er uns ſo knapp!“

Leuthold nickte ihr lächelnd zu. „Ich sehe, Du nimmst Vernunft an und wirst jetzt auch so gut sein, mit mir hinunter zu gehen und der Leiche Deine Reverenz zu machen.“

„Wozu soll ich denn das?“ fragte Bertha erschrocken.

„Weil es anständig ist! Ich habe Dich über diesen Punkt schon genug belehrt, Du kennst meinen Willen, also komm'!“

Mit diesen, so fein und scharf wie ein Rasirmesser gesprochenen Worten war jeder Widerstand abgeschnitten. Bertha setzte ihre Töpfe vom Feuer, sah nach dem Sack mit den Tauben und folgte dem voranschreitenden Gatten. Unterwegs fragte sie ihn: „Was soll ich denn machen bei der Leiche?“

„Nicht viel,“ sagte Leuthold mit Laune. „Die Unterhaltung mit solch einem steifen stummen Kerl ist bald gemacht: ein paar Ach's und O's genügen vollkommen, auch ist es für Damen sehr geziemend, an Todtenbetten auf die Knie zu sinken, wobei ich Dich jedoch bitte, dies nicht mit Deinem gewohnten Ungestüm zu thun. Der schwere Fall könnte sonst die Ruhe des Todten stören und ihn wieder erwecken!“

„Du bist ein abscheulicher Mensch,“ klagte Bertha.

„Mir graut wahrhaftig vor Dir. Wirst Du auch solche Witze reißen, wenn ich einmal sterbe?“

„Ich werde Dich nicht überleben, meine gute Bertha!“ sagte Leuthold wehmüthig. „Wenn es aber geschehen sollte, so sei überzeugt, daß ich nach Dir weinen werde — wie der Säugling nach seiner Amme!“

Frau Bertha sah den Gemahl zweifelhaft an, sie wußte nicht recht, was sie aus dieser zärtlichen Betheuerung machen sollte, und erwiderte nichts. Sie waren vor Hartwichs Thür angekommen.

„Wo ist Dein Tuch — Dein Taschentuch?“ fragte Leuthold leise. Bertha suchte nach — sie hatte es vergessen! „Wie ungeschickt,“ flüsterte Leuthold wüthend, „das Taschentuch zu vergessen — bei solchen Gelegenheiten . . .“

„So gieb mir Deines,“ bat Bertha.

„Thörin, das brauch' ich ja selbst. Nimm Deine Küchenschürze, halte sie vor's Gesicht — so!“ Mit diesen Worten öffnete er und trat langsam, Bertha vor sich her schiebend, ein. Hartwich lag ausgestreckt auf seinem Schmerzenslager, sein Gesicht war so furchtbar entstellt, daß Bertha nun froh war, die Augen mit ihrer Schürze verhüllen zu können. Leuthold stand mit würdevoller Haltung neben ihr, sein

ſtiller männlicher Schmerz gefiel allen Anweſenden, — dem Chirurgen, der den Sterbenden gepflegt, den Knechten und Mägden, welche ihren todten Herrn betrachteten. Sie überzeugten ſich ſämmtlich, daß Herr Gleißert ſeinen Stiefbruder doch lieber gehabt habe, als man es geglaubt, und daß man Unrecht gethan, ihn für herzlos zu halten. Nach einigen Augenblicken legte er milde ſeiner Gattin die Hand auf die Schulter, aber ein ſtarker Kniff des Daumens belehrte ſie über den Zweck dieſer Zärtlichkeit, ſie an den Kniefall zu erinnern. Sie ſank nun mit möglichſter Vorſicht nieder, der Gatte drückte ihr noch zum Ueberfluß den Kopf auf die Leiche und ſo war die hingegoſſene Frau mit dem breiten weißen Rücken ein ſehr ſchönes und rührendes Bild der Trauer. Nach einigen Augenblicken bog er ſich zu ihr herab und ſagte weich: „Komm, mein Kind, rege Dich nicht ſo auf, unſere Thränen können den Armen nicht mehr lebendig machen — komm!“ Damit hob er ſie empor, legte ihren Kopf an ſeine Bruſt, ihr Geſicht zu verbergen, und führte ſie hinaus. Verwundert ſahen ihnen die Leute nach.

„Daraus ſoll nun Einer klug werden,“ ſagte der Chirurg. „Man weiß doch, daß die Frau den Herrn

von Hartwich nie leiden konnte und jetzt thut ſie, als wolle ſie vergehen vor Jammer!"

„Glaubt nur nicht, daß es ihr Ernſt iſt," brummte der Knecht, „die thut nur ſo!"

„Ja, ja!" beſtätigte Rieke, „ſie hat keine Thräne vergoſſen — keine Thräne, wie ſehr ſie ſich auch mit der Schürze die Augen rieb!"

„Glaubt ſie, Rieke?" fragte eine andere Magd.

„Nu freilich!" betheuerte Rieke ſchlau; „das iſt ganz ſicher, ſie hat ſich ja nicht ein einziges Mal die Naſe geputzt!"

„Sie wollte vielleicht nicht die gute Schürze dazu gebrauchen," meinte die Andere begütigend.

„Ach was," fuhr Rieke, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort: „wer wirklich ordentlich weint, der muß ſich die Naſe putzen — er mag wollen oder nicht, und der nimmt, was er gerade in der Hand hat — und wer das nicht thut, dem glaub' ich auch nicht, daß er rechtſchaffen betrübt iſt, er mag mir vormachen, was er will! Hat Einer von Euch ſchon jemals geweint, ohne daß es Waſſer gab? Ich nicht!"

„Ich auch nicht!" riefen Mehrere.

„Es iſt, wahr, ſie hat Recht," murmelte der Haufe durcheinander, „weder er noch ſie haben

ſich geſchneuzt. Das iſt doch ein geriebenes Paar! Uns für ſo dumm zu halten, daß wir nicht merken ſollen, wie froh ſie über des Herrn Tod ſind. — Schade, daß das viele Geld in keine beſſeren Hände kommt."

Damit zerſtreuten ſich die Leute und Jeder ging wieder gleichgültig an ſeine Arbeit.

„Das wäre ſo weit gut abgelaufen," meinte Leuthold, als er mit Bertha wieder oben ankam; „aber ein Genie für die Bühne haſt Du nicht."

„Sei froh, da biſt Du doch ſicher, daß ich Dir nie eine Komödie vorſpielen werde," ſagte ſie und ſchüttelte ſich, als wolle ſie den ſchrecklichen Eindruck des Geſehenen abſchütteln, wie den Staub von ihrem Kleide.

Das Mädchen war indeſſen mit dem Kinde zurückgekehrt und hatte den Tiſch gedeckt.

„Wir wollen uns heute eine Flaſche Champagner erlauben!" ſagte Leuthold und nahm die Kellerſchlüſſel. „Auf eine ſo große Gemüthsbewegung bedarf man der Stärkung! Laß auch die Lene Eis herauf holen." Damit ging er hinaus.

Frau Bertha ſchickte das Mädchen nach dem Gewünſchten und dachte ſelbſtzufrieden: „Die Eisgrube war doch der beſte Gedanke meines Lebens!"

Ihr Töchterchen, das noch vermöge seiner Fülle etwas unbeholfen, war einstweilen unter den Tisch gekrochen und hatte sich dann an dem herabhängenden Tischtuchzipfel aufrichten wollen, letzteres schlug jedoch fehl, da das Tuch nachgab, und ein paar herabfallende Teller und Messer begruben Gretchen unter sich. Bertha riß das schreiende Kind in die Höhe, gab ihm einige derbe Klapse, die weithin schallten und rief zornig: „So, jetzt weißt Du doch, warum Du heulst!“ Dann trabte und stampfte sie mit ihm im Zimmer auf und ab, um es zu beruhigen, weil sie wußte, daß ihr gestrenger Gatte kein Kindergeschrei hören wollte. Gretchen wurde eben noch zu rechter Zeit still, als der Papa mit dem Champagner eintrat. Leue brachte Eis und die Flasche wurde hineingestellt. Während sich das Ehepaar zu Tische setzte, ließ Bertha die Trümmer der herabgefallenen Teller wegräumen. „Ach Gott!“ murmelte sie, „nichts als schlechte Zeichen! Wenn nur unser Glück nicht wie dies Porzellan in Stücke geht!“

„Unverbesserliche Närrin!“ schalt Leuthold, „wenn wir Alles, was wir wünschen, so sicher hätten, wie unser in gerichtlichen Documenten niedergelegtes Erbe, dann tummelte sich in einem Fürstensaale Gretchens

künftiger Mann, — dann stünde jetzt schon der beste französische Koch an unserem Heerde, — dann . . .“

„So!“ unterbrach ihn Bertha gereizt, „genügt Dir meine Kochkunst nicht mehr, daß Du Dir einen Franzosen wünschest?“

„Nur ein solcher wäre im Stande, Dich zu ersetzen,“ erwiderte der Gatte, der sich einstweilen in der feinen Liebenswürdigkeit üben wollte, welche er später den Damen der großen Welt gegenüber zu gebrauchen dachte. Er küßte ihr die Hand und fuhr schmeichelnd fort: „Ich wünsche nicht, daß diese rosigen Finger sich ferner an glühenden Fleischtöpfen versengen und an Reibeisen verwunden. Ueberlasse Du das einem im Feuer gestählten Jünger der Gastronomie!“

Frau Bertha starrte ihn verwundert an.

„Ja, können denn die Gastronomen auch kochen?“

„Nun gewiß, was könnten sie denn sonst?“

„Ei, ich glaubte, die guckten nur in die Sterne!“

Leuthold faltete, wie zerschmettert, die Hände und blickte gen Himmel. „Großer Gott! wenn ich mir denke, daß Du dergleichen in einer unserer künftigen Gesellschaften sagen könntest, — da befällt mich eine so tiefe Zerknirschung, daß ich im Stande wäre, mein Vermögen einem geistlichen Orden zu vermachen und

mich ſelbſt in ein Büßerhemd zu ſtecken! Frau, Frau, muß ich Dich noch den Unterſchied zwiſchen Gaſtronomie, Kochkunde und Aſtronomie — Sternkunde lehren?!“

„Gaſtronomie oder Aſtronomie!“ ſagte Bertha ärgerlich, während ſie die dampfende Krebsſuppe herausſchöpfte, „es iſt beſſer, daß ich das Kochen verſtehe, als den fremden Namen, den Du ihm giebſt. Hätteſt Du während der zehn Jahre, wo Du zu arm warſt, Dir eine ordentliche Köchin zu halten, eine Frau vorgezogen, mit der Du lateiniſch reden konnteſt und die Dir dabei ein Eſſen hingeſtellt hätte, das kein Schwein verdauen könnte?“

„Nein, gewiß nicht, meine theure Bertha!“ begütigte der Gemahl, dem das Wort Schwein in dieſer Anwendung abermals einen Schauder verurſachte, „man kann indeſſen Beides vereinigen, wenn man nur will! Ich fordere nicht von Dir, daß Du der lateiniſchen oder griechiſchen Sprache mächtig ſeiſt, auch nicht, daß Du unſerer Küche Deine treffliche Leitung entziehſt — aber Du hätteſt manches niedrige Hausgeſchäft Deinen Dienſtboten überlaſſen können, das Du nur deshalb ſelbſt beſorgteſt, weil es Dir Vergnügen machte und Du Deine Zeit nicht beſſer aus-

füllen mochteſt. Das muß anders werden; bisher hatteſt Du den Vorwand, unſere kümmerlichen Verhältniſſe zwängen Dich zu den Arbeiten einer Magd. Von nun an fällt dieſer Grund weg, denn ich werde Dir in der Stadt eine anſtändige Dienerſchaft halten und Du kannſt Dich alsdann ſo weit bilden, als es die Kreiſe, in welchen ich leben will, verlangen.“

Bertha ließ ungeduldig den Löffel in die Suppe fallen, daß ſie hoch aufſpritzte, und Leuthold blickte ſie wieder kopfſchüttelnd an, er that einen tiefen Seufzer, als wollte er ſagen: „'S iſt Alles vergebens,“ während Bertha ihren Zorn an der duftenden Brühe ausließ, die ſie mit heftigen Bewegungen wieder in die Suppenſchüſſel zurückgoß, nachdem ſie den Löffel abgeleckt und neben ſich gelegt hatte.

„Wenn Du das je vor Fremden thuſt, ſo haſt Du Dich mit dieſer einzigen Kleinigkeit zu einer ungebildeten Frau geſtempelt und mich blamirt!“ ſagte er ingrimmig.

Bertha ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten. „Jetzt hab' ich aber wirklich genug! Soll ich nicht einmal mehr eſſen dürfen, wie ich will? So lange Du arm warſt, und ich mein kleines Ausſteuerkapital gehorſam in die Wirthſchaft

einbrockte, um Dir eine anſtändige Koſt zu verſchaffen, da war ich Dir recht, da hatteſt Du nur ſchöne Worte für mich — und jetzt, wo Du reich biſt und ich nichts mehr habe, bin ich Dir auf einmal nicht mehr gut genug und ziehſt Du plötzlich ganz andere Saiten auf! Gott bewahre mich — da hat man ja keine frohe Stunde mehr und am Ende wirfſt Du mich noch zum Hauſe hinaus, wenn ich Dir's nicht recht mache. Im Stande wärſt Du's, das ſeh' ich nun ein. O hätte ich das gewußt!"

Sie ſchwieg, weil Lene mit dem Braten erſchien, aber ein paar große Thränen rollten ihr in die Suppenſchüſſel herab, als ſie dieſe dem Mädchen reichte.

„Welch übertriebenes Geſchwätz," ſagte endlich Leuthold, „ſei ſo gut und ſchneide das Fleiſch, mich hungert; — Du weißt, daß ich ein anſtändiger Mann bin, der Gewaltmaßregeln vermeidet, wo er kann. Ich hoffe, Du wirſt mich nicht durch ſtörriſches, albernes Benehmen dazu zwingen! Du wirſt die Pflichten anerkennen und erfüllen, die unſer Reichthum Dir auferlegt."

„Pflichten, Pflichten? Ich denke, wenn ich reich bin, kann ich mich erſt recht meines Lebens freuen und erſt recht thun, was ich will — ſtatt deſſen ſoll

ich mich in Allem geniren und mir doppelten Zwang auferlegen. Das iſt gerade, wie wenn Du mir ſtatt des alten Sophas da ein neues beſſeres hinſtellteſt, ich dürfte mich aber dann zur Schonung des koſtbaren Ueberzugs nicht mehr darauf ſetzen; da hätte ich ja lieber das alte behalten, auf dem ich mich wenigſtens behaglich ausſtrecken konnte!“

Leuthold ſah ſie lächelnd an. „Das Ausſtrecken auf dem neuen Sopha iſt Dir unverwehrt, ich wünſche nur, daß Du zuvor die ſchmutzigen Schuhe ablegteſt, die Du trägſt. Verſtehſt Du das?“

Dieſe Erklärung beruhigte Bertha ſo weit, daß ſie ein anſehnliches Stück Fleiſch in großen Brocken hinabzuſchlingen vermochte. Der Gatte ſah ihr dabei von der Seite mit einer eigenthümlichen Miſchung von Aerger und Humor zu.

„Du wirſt Dich jetzt auch daran gewöhnen müſſen, mit der linken Hand die Gabel zu halten,“ ſagte er endlich.

„Herr Jeſus!“ fuhr Bertha wieder auf, „was liegt denn an einer ſolchen Kleinigkeit!“

„Sehr viel, meine Liebe! Solche an ſich geringfügige Formſachen bezeichnen den Bildungsgrad, wie der Queckſilberſtand im Thermometer den Wärmegrad:

eine Linie auf oder ab, iſt ſchon von Bedeutung. Wenn Du die Gabel mit der ganzen Fauſt packſt wie eine Heugabel, das Meſſer weglegſt und mit der rechten Hand die Biſſen zum Munde führſt, — ſo weiß jeder Gebildete, daß Du nicht in vornehmer Geſellſchaft zu ſpeiſen gewöhnt biſt und ſagt: „„es iſt eine ordinäre Frau!““ — Ich gebe zu, es iſt eine Geringfügigkeit an ſich und für jeden denkenden Menſchen eine Lächerlichkeit. Aber es hat doch einen Sinn und Zweck: ſolche peinliche Formen ſind kleine ſtillſchweigende Erkennungszeichen, durch die ſich der Feingebildete von dem Halbgebildeten unterſcheidet. Gerade weil ſie an ſich ſo unbedeutend ſind, bemerkt ſie der Uneingeweihte gar nicht und eignet ſie ſich daher nicht an. Steckt er aber in Silber und Gold — die Unkenntniß dieſer Dinge verräth ihn als Parvenü. Wer ſich in Kreiſe aufſchwingen will, in denen er, wie Du, nicht erzogen iſt, der muß ihnen vor Allem ihre conventionellen Geheimniſſe ablauſchen, um nicht mit Schande zu beſtehen!“

„Ach, was iſt das wieder für eine Moralpredigt!“ ſeufzte Bertha. „Na warte nur, an Dir habe ich heute genug gekriegt, — Du biſt ein ganz herzloſer Menſch, der nur gut mit mir war, ſo lange er mich

brauchte. Ich muß es hinnehmen, wie es kommt, denn ich bin arm und hülflos, ſeit ich mit dem Vater überworfen bin, aber ſatt hab' ich Dich, das kannſt Du glauben."

Leuthold lächelte. „Und wenn dieſe Sättigung eine ſo nachhaltige wäre, daß ſie jede andere überflüſſig machte, ſo würdeſt Du dich von mir trennen — da dies jedoch leider nicht der Fall iſt und Du nebenbei eine Freundin guter Mahlzeiten biſt, die Dich an meiner Seite erwarten, ſo werden dieſe wohl einen dauerhaften bindenden Kitt zwiſchen uns abgeben. Ich werde Dich auch großmüthig als meine Gemahlin behandeln, ſo lange Du mir keinen gerichtlichen Grund zur Scheidung giebſt, — deshalb ſei ganz ruhig, das Loos, das Dich erwartet, iſt tauſendmal glänzender, als Du es je beanſpruchteſt und zu beanſpruchen berechtigt warſt."

Bertha fuhr auf, ſie wollte etwas erwidern, doch der Gatte machte ihr ein ſo gebieteriſches Zeichen zu ſchweigen, daß ſie ihren Zorn hinunterſchluckte und heftig ſchluchzend hinaus eilte. Als ſie in die Küche trat, nahm eben das Mädchen den Kuchen aus dem Ofen, den ſie gebacken. Er war gerathen — er war wunderſchön! Das Mädchen ſtellte ihn zur Abküh-

lung an das offene Fenſter. Bertha trat hinzu und betrachtete ihn wehmüthig. Wie viel Mühe hatte ſie ſich damit gegeben, wie ſteif war der Schnee geweſen und wie ſchön war er aufgegangen — aber kein Menſch freute ſich nun darüber. Verdiente der böſe Gatte, daß ſie ihm einen ſolchen Genuß bereitete — verdiente er es, dieſes Meiſterwerk zu verzehren? Aber wie es ſo da lag, ſo rund und hoch, ſo braun und duftig, da trockneten allmälig ihre Thränen und es überkam ſie eine verſöhnlichere Stimmung, ein freudiger Stolz; dies Recept beſaß in der Gegend Niemand, dieſen Kuchen buck ihr Niemand nach! Sie dachte an das Entzücken aller der Leute, welche ihn künftig an ihrer Tafel verſpeiſen würden, an die Bedeutung, welche ſie wenigſtens nach dieſer Richtung hin gewinnen werde — und als ſie ſich eine Zeit lang dieſen Betrachtungen überlaſſen, da war ſie wieder ganz wohlgemuth und nun faßte ſie auch den Entſchluß, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu ſtellen und den Gemahl nicht mit Entziehung des Leckerbiſſens zu ſtrafen, ſondern ihm vielmehr durch denſelben zu imponiren: er ſollte nur ſehen, gegen welche Frau er ſich ſo eben vergangen hatte! Wenn er dieſen Kuchen koſtete, mußte ihn ja ſeine Härte von vorhin reuen! Sie ergriff die

Platte und trug sie auf einer Hand hoch emporgehalten nach Art der Kellner in das Eßzimmer, sie mit siegreicher Miene vor den Gemahl hinstellend.

„Nun, das ist ja sehr schön!“ sagte er wohlgefällig, bald auf das runde hübsche Gebäck, bald auf die runde hübsche Bäckerin blickend — und dieser Ausdruck der Zufriedenheit hob Bertha auf den Gipfel des Glücks und Ruhmes und sie fühlte sich jetzt moralisch berechtigt, ein Glas Champagner zu fordern. Der Gatte löste vorsichtig mit der Serviette den Kork, um das verrätherische Knallen zu verhüten, welches nicht wohl in ein Trauerhaus paßte, und goß ihr den kalten perlenden Trank ein.

„Komm,“ sagte sie, ihm das Glas hinhaltend, „wir wollen anstoßen: ein Vivat dem guten Hartwich, der uns zu so reichen Leuten machte!“

„Da er nun todt ist, will ich ihn gern leben lassen,“ sagte Leuthold lächelnd und stieß mit der Gattin leise an. „Er lebe hoch — oben im Himmel und es sei ihm dort so wohl, als es uns hier unten mit seinem Gelde sein wird!“

Beide leerten ihre Gläser, wenn auch nicht mit der gleichen Schnelligkeit, bis zur Neige und Bertha, die natürlich zuerst fertig war, stülpte das Glas auf

den Tiſch und lief in das Nebenzimmer, wo Gretchen Mittagsruhe hielt. Sie riß das ſchlafende Kind aus dem Bettchen, ſchüttelte es und ſchrie: „He! wach auf, 's gibt Kuchen!“

Die Kleine, die noch nicht ausgeſchlafen hatte, fing heftig erſchrocken zu weinen an und war erſt zu beruhigen, als der Papa ihr das in den Mund ſtopfte, was ihr die Mutter ſo ungeſtüm verheißen, und ſie zärtlich in den Armen wiegte.

„Du verſtehſt es nicht einmal, mit Deinem eigenen Kinde umzugehen,“ murmelte Leuthold, „wie ſoll das werden, wenn unſere Nichte zu uns kommt?“

„Was!“ rief Bertha, „muß ich denn den Wechſelbalg bei mir aufnehmen?“

„Bei mir nimmſt Du ihn auf — ja!“

„Aber ich denke doch, wir geben ſie in ein Inſtitut? Du verſprachſt es mir ja!“

„Wenn Erneſtine durchgebracht wird, — was dem alten Praktiker, dem Heim, wohl gelingen könnte, — dann bleibt ſie jedenfalls für Monate ſo ſchwach, daß wir ſie nicht in fremde Hände geben dürfen, ohne uns ſchwerem Tadel auszuſetzen. Du wirſt Dich daher darein fügen müſſen, den unwillkommenen Gaſt unter unſerem Dache zu beherbergen, bis man ihn anſtän-

diger Weiſe abſchütteln kann. Daß dies, ſo bald nur irgend thunlich, geſchieht, dafür bürge ich Dir. Alſo ſei nun ruhig und verbittere mir nicht dieſen Freudentag durch unnützes Gezänk!"

Frau Bertha ließ die volle Unterlippe weit herabhängen, während Gretchen auf ihrem breiten Knie „Hotto-Pferd" machte. — Der düſtere Vorſatz ſtieg in ihr auf, der verhaßten Stiefnichte nie etwas von den Kuchen zukommen zu laſſen, die ſie buck. Für dieſe „Kröte" war ſolch leckere Speiſe weitaus zu gut. Sie wagte keinen entſchiedenen Widerſpruch gegen den Willen des Gatten, aber ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ſie als Hausfrau Gelegenheit genug habe, ſich an Erneſtinen für den Zwang zu rächen, den ihr Leuthold auferlegte. Einen Sündenbock mußte ſie nach Art gemeiner Naturen doch haben, und da ſie den Gemahl dazu nicht machen konnte, ſo ſollte es das wehrloſe Mädchen werden.

Leuthold, der dies Brüten an ſeiner Frau nicht gewohnt war, berührte leicht ihre Schulter. „Nun? es ſieht ja beinahe aus, als ob Du etwas dächteſt?" fragte er mit Laune.

„Ja, — ich denke auch etwas!" verſicherte ſie nachdrücklich. „Ich denke, daß es ein rechtes Hunde-

leben giebt, ſo lange ich das kränkliche, böſe Kind verpflegen muß und daß mir doch kein Menſch lohnen wird, was ich thue —"

Sie mußte ſchweigen, denn Gretchen hielt ihr mit ſolcher Kraft die Naſe zu, daß ein großer Theil des zu dieſer Rede nöthigen Luftſtromes abgeſperrt ward und der Klang ihrer Stimme nicht mehr den gewünſchten Eindruck auf den äſthetiſchen Gemahl hervorbrachte, deſſen Lippen bereits ein verhängnißvolles Lächeln umſpielte.

Das Eſſen war vorüber, Leuthold legte die Serviette zuſammen und ſtand auf. „Jetzt muß die Todesanzeige geſchrieben werden, es iſt die höchſte Zeit," — ſagte er, im Nebenzimmer die Hände waſchend und die Nägel bürſtend. „Nähe mir auch den Trauerflor um den Hut." Er kam wieder heraus und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Bertha ſtellte ihm eine Taſſe ſchwarzen Kaffe und ein Licht hin. Er zündete ſich eine feine Cigarre an, die er beim Schreiben rauchte, während er von Zeit zu Zeit behaglich ſeinen Kaffe ſchlürfte. Das Dienſtmädchen räumte leiſe den Tiſch ab, Gretchen ſpielte am Boden mit Papier, das es in Tauſende kleiner Fetzen zerriß, um ein Schneegeſtöber zu veranſtalten, und Bertha probirte vor dem

Spiegel verſchiedene Trauergegenſtände an, die ſie ſich ſchon längſt im Vorrath gekauft hatte. Sie war entzückt, denn das Schwarz kleidete ſie vortrefflich.

Es war eine kleine, ſtillvergnügte Geſellſchaft bei einander. Leuthold hatte ſeine Taſſe geleert und legte zugleich die Feder weg. „So, — das iſt gewiß höchſt rührend und erbaulich! Da lies!“ Er reichte Bertha das Geſchriebene, ſie las:

„Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unſern geliebten Vater, Bruder und Schwager, Herrn Karl Emil von Hartwich, Rittergutsbeſitzer und Fabrikanten dahier, heute Mittag 12 Uhr von ſeinen langen Leiden zu erlöſen und in ein beſſeres Jenſeits abzurufen. Wer den Verſtorbenen und ſein ſegensreiches Wirken kannte, wird unſern tiefen Schmerz zu würdigen wiſſen und uns eine ſtille Theilnahme nicht verſagen.

Unkenheim, 24. Juli 18..

Die trauernden Hinterbliebenen.“

Fünftes Capitel.

Enttäuschung.

Erneſtine lag noch immer regungslos in dem breiten Bette der Frau Gedike und an ihrer Seite ſaß eine kleine, kaum drei Schuh hohe Wärterin, baumelte mit den kurzen Beinchen und dachte darüber nach, wie ſchön es ſein müſſe, in ſolch einem großen, breiten Bett zu liegen, wie ein Erwachſener, und wie ſchade es ſei, daß die arme Erneſtine immerfort ſchlafe und dies Glück nicht genießen könne. Hin und wieder drehte ſie das blonde Köpfchen nach dem hinter ihr liegenden Fenſter, durch deſſen weiße Vorhänge ſie einem dunkeln Zuge nachblickte, der ſich vom Hauſe weg dem Dorfe zu bewegte. Als ſie ihn nicht mehr ſehen konnte, ſeufzte ſie ein wenig und baumelte etwas ſtärker, als zuvor, mit den Beinen, — ihr kleiner

Oberkörper aber bewahrte eine immer gleiche, sehr ehrbare Haltung, denn sie war sich ihrer wichtigen Obliegenheiten wohl bewußt. Man hatte ihr die Bewachung Erneſtinens anvertraut, ſo lange die Dienerſchaft der Einſegnung von Hartwich's Leiche beiwohnte. Als dieſe vorüber war und der Zug nach dem Kirchhofe ging, hatte Rieke die Kleine gebeten, bei Erneſtinen zu bleiben, bis die Herren vom Kirchhof kämen, damit ſie noch einige Hausgeſchäfte beſorgen könne. Angelika, denn ſie war es, übernahm dieſen Auftrag mit Freuden. Sie hatte ihrem Onkel Neuenſtein, der Hartwich die letzte Ehre erweiſen wollte, keine Ruhe gelaſſen, bis er ſie zu Erneſtinen mitnahm. Freilich mußte ſie ſich bald eingeſtehen, daß ſie ſich in ihrem ganzen, ſieben Jahre langen Leben noch nicht ſo gelangweilt habe, wie in dieſem ſtillen Krankenzimmer, wo das einzige Geräuſch in dem Geſumme der Fliegen beſtand, die ſich um den Reſt einer Arznei in Erneſtinens Löffel rauften; aber es wurde ihr darum doch nicht leid, ſie verhielt ſich mäuschenſtill, um die Kranke nicht zu ſtören, und wagte nicht einmal, ſie anzuſehen, weil ſie gehört hatte, man könne Schlafende durch den Blick wecken. Nur das ſchöne Buch betrachtete ſie manchmal, das Erneſtine bei ſich hatte und ganz zer-

drückte, weil sie es nicht aus den Armen ließ. Plötzlich murmelte diese unruhig: „Ich liege ja verkehrt im Bette!“ Angelika rutschte erschrocken von ihrem hohen Stuhle herab, lief zur Thüre und rief: „Rieke, Ernestine hat was gesagt!“

Die Magd eilte herzu und Ernestine drehte und wendete sich und blieb dabei, sie liege mit dem Kopfe unten und mit den Füßen oben. Rieke kam endlich auf den Gedanken, daß Ernestinens vorige Bettstelle an der entgegengesetzten Wand gestanden hatte, und daß sich die alte Gewohnheit nun beim Erwachen geltend mache. Sie war klug genug, das als ein gutes Zeichen zu betrachten und bettete Ernestinen rasch und vorsichtig um. Als diese die Hand ausstreckte und nun die Wand an der Seite fühlte, wo sie es gewohnt war, schien sie zufrieden wieder einzuschlummern, und Rieke entfernte sich, um ihre Arbeit fortzusetzen. Doch bald schlug Ernestine die Augen auf und blickte zum erstenmal mit klaren Blicken um sich. „Angelika!“ sagte sie verwundert — dann sah sie sich im Zimmer um: „Das ist ja die Stube von Frau Gedike — und welch großes, weiches Bett!“

„Nicht wahr,“ brach Angelika vergnügt aus: „Da liegt sich's gut drin? Ach Du arme, liebe Ernestine,

biſt Du denn nun wieder ein bischen geſund? Iſt Dein Köpfchen wieder ganz?"

Erneſtine befühlte ihre Binde. „Was hab' ich denn da?"

„Sie haben Dir ja Deinen Kopf zerbrochen — o — ſo etwas iſt ſchrecklich — ich weiß das von meinen Puppen — und denen thut's doch nicht einmal weh und man kann ihnen neue Köpfe aufſetzen — aber Dir konnte man das nicht und ſie ſagten, Du müßteſt ſterben. Du biſt aber doch nicht geſtorben!"

„Ach ja," ſagte Erneſtine ſich beſinnend, „jetzt weiß ich's, heute Nacht ſchlug mich der Vater und warf mich um — ja — das that ſehr weh!"

„Es war nicht heute — es war vor einigen Tagen, da haſt Du wohl die ganze Zeit geſchlafen und haſt auch nicht gemerkt, daß ſie Dir die Haare abſchnitten?" fragte Angelika, lief zur Kommode und holte ein dickes Büſchel langer ſchwarzer Locken herbei. „Siehſt Du, da ſind ſie, — ſie ſind noch ganz von Blut verklebt — aber wenn Du ſie mir laſſen wollteſt, wüſche ich ſie aus und machte meiner großen Laufpuppe eine prachtvolle Perrücke davon! — Bitte, bitte, liebe Erneſtine, ſchenke ſie mir, Dir wachſen ſie ja doch nicht wieder an!"

„Ich will ſie Dir gerne ſchenken," ſagte Erneſtine, „aber frag' erſt Frau Gedike, ob Du ſie behalten darfſt."

„Ei, die iſt ja nicht mehr da, Onkel Heim hat ſie fortgejagt!" erwiderte Angelika, die dunkeln Strähnen ſehnſüchtig durch die Finger ziehend.

„So frag' meinen Vater."

Dieſe Antwort brachte Angelika ganz außer Faſſung. „Deinen Vater kann ich nicht fragen," klagte ſie und legte ärgerlich die Haare weg. „Der iſt ja todt. Sie ſteckten ihn vorhin in den Leichenwagen — ich hab's geſehen."

„Ach," ſagte Erneſtine erſchrocken, „er lebt nicht mehr? O warum mußte er ſterben?"

„Ich denke, weil er ſo böſe mit Dir war" — meinte Angelika altklug: „Weißt Du, — wenn ich unartig bin, ſperrt mich Mama in's dunkle Zimmer — und weil Dein Vater doch noch viel ſchlimmer war, als ich — ſperrt ihn der liebe Gott in das finſtere Grabloch hinein, da muß er nun immer drin bleiben!"

„Ach meinetwegen hätte der liebe Gott das nicht thun ſollen, meinetwegen nicht," — ſagte Erneſtine, aus ihrer Stumpfheit in Thränen übergehend: „Nun hab' ich ja keinen Vater mehr — nun hab ich gar

Niemanden mehr — und bin ganz allein auf der Welt! — Ach, der arme Vater! um meinethalben muß er jetzt in das enge Grab hinein, wo ihn die Würmer freſſen, daß nur die Knochen übrig bleiben — o wie ſchrecklich, wie ſchrecklich! Ich habe einmal auf einem Gemälde ein Todtengerippe geſehen — ſolch ein Gerippe wird er nun werden — der arme, arme Vater.“ Und ſie rang ihre dürren Hände und wälzte ſich laut jammernd im Bette herum.

Angelika war in Verzweiflung über das Unglück, das ſie angerichtet. Sie hatte ganz vergeſſen, daß man ihr verboten hatte, für den Fall von Erneſtinens Erwachen von ihrem Vater zu reden. Sie trippelte in großer Angſt an dem hohen Bette auf und nieder und holte endlich einen Schemel herbei, auf den ſie ſich ſtellte, um zu Erneſtinen hinauf reichen zu können. Sie küßte ſie, ſtreichelte ihr unaufhörlich die Wangen und drückte ihr mit dem weichen Händchen den Mund zu, um ſie zum Schweigen zu bringen, aber nichts half. Endlich kam ſie auf den Gedanken, ihr das Buch vorzuhalten, das neben ihr lag. Sie ſchlug ein Bildchen auf und zeigte es ihr: „Schau, liebe Erneſtine, ſchau doch Dein ſchönes Buch an“ — flehte ſie und ſogleich hob dieſe den Kopf und wiſchte die

Thränen aus den Augen, als ſie das Bild ſah: „Der Schwan“ — rief ſie — „der Schwan, das iſt die Geſchichte vom häßlichen, jungen Entlein!“ Sie nahm das Buch haſtig aus Angelika's Händen, und ſie blätterten zuſammen darin. Allmälig verdrängten die wundervollen Geſtalten der Schneekönigin, der kleinen Seejungfrau und Andere mehr das furchtbare Bild ihres todten Vaters, und ſeine enge Gruft verwandelte ſich bald in den leuchtenden Garten des Paradieſes, bald in das weite, kryſtallen ſchimmernde Meer mit ſeinen unterſeeiſchen Nixenſchlöſſern. Leiſe und leiſer ward ihr Schluchzen und endlich ſpielte ein Lächeln um ihre Lippen, als ſie die Geſchichte der Dryade „Fliedermütterchen“ fand.

„Nun weiß ich doch, was eine Dryade iſt,“ — ſagte ſie. „Das freut mich — das freut mich ſehr!“

„Was denn, was freut Dich ſo?“

„Daß eine Dryade nichts Schlechtes iſt; denn weißt Du? er hat mich ſo genannt, ich dachte, es ſei ein Spottname und das that mir weh — nun iſt es aber keiner!“

„Er? wer denn?“

„Ich weiß nicht, wie er heißt, — Dein Bruder, der mir das Buch gab!“

„Johannes“ — lachte Angelika. „Kannſt Du ihn leiden?“

„Ja, o ja — er iſt ſo ſchön und gut — gerade wie der Prinz in der kleinen Seejungfrau.“ Bei dieſen Worten verklärte ſich das blaſſe Geſicht und die dunkeln Augen des Kindes bekamen wieder Glanz. „Ich würde auch lieber in Schaum vergehen, als ihm was zu Leide thun, wenn ich die Seejungfrau wäre.“

„Das iſt ſchön, das iſt prächtig,“ jubelte Angelika, „da haben wir ihn beide gern! Er iſt ein ſo lieber Bruder. Schade, daß er fort ging, er müßte ſonſt zu Dir kommen und mit Dir ſpielen. Ach, er kann ſo ſchön ſpielen!“

„Ging er fort?“ fragte Erneſtine traurig.

„Ja, er iſt nach Paris gereiſt, um mir eine Wachspuppe zu holen. — Denke Dir, — eine, die ſchreien und Papa und Mama ſagen kann!“ —

„Ach ſolche Puppen giebt es ja nicht!“ ſagte Erneſtine mit trübem Blick.

„Freilich giebt es ſolche und wenn ich ſie habe, dann will ich Dir ſie zeigen. Denke doch nur an die Puppe in Ole Luköje, die konnte auch reden und machte ſogar Hochzeit.“

„Das iſt aber keine wahre Geſchichte,“ bemerkte

Erneſtine altklug und griff ſich an den Kopf, der ſie heftiger zu ſchmerzen begann.

„Ach höre, — Hochzeit machen, iſt etwas Reizendes,“ fuhr Angelika fort: „Ich bin einmal bei einer wirklichen Hochzeit geweſen, da ging es faſt noch ſchöner her als im Mährchen — was meinſt Du, wie gut es ſolch eine Braut hat? Denke Dir nur, die darf in der Mitte des Tiſches ſitzen und vor ihr ſteht ein großer Baumkuchen mit einem Häuschen obendrauf, in dem ein Männchen ſteht — ein ganz kleines Männchen mit einem Köcher und Pfeilen, aber ſonſt hat es weiter nichts an. Von dem Kuchen bekommt ſie das beſte Stück und das Figürchen ſtellt man ihr auf den Teller und ſie darf von Allem zuerſt nehmen. Ich ärgerte mich recht über meine Couſine, daß ſie von den ſchönen Sachen ſo wenig aß. Und denke Dir nur, zuletzt kamen Tauben von Eis, die lagen in einem Zuckerneſte und hatten Marzipan-Eier unter den Flügeln. Sie ſahen ſo natürlich aus, daß mir's ordentlich leid that, als meine Couſine einer davon den Kopf abſchnitt. Ich hätte faſt geweint und wollte nichts davon eſſen, als es aber an mich kam, da ſah man ſchon nicht mehr, daß es Tauben waren und man konnte es auch nicht mehr ſchneiden, nur mit

dem Löffel herausſchöpfen, denn es war zerfloſſen und da ſchmeckte mir's recht gut. Und Schaumwein gab's auch in Menge und alle Herren hielten lange Reden an die Braut hin, wobei man ganz ſtille ſitzen mußte und nicht mit den Löffeln klappern durfte, — wenn ſie aber fertig waren, dann konnte man ſchreien, ſo viel man wollte, und die Gläſer aneinander ſtoßen und je ärger man klirrte und ſchrie, deſto beſſer war es und Alles küßte ſich um den Tiſch herum, aber meine Couſine war ſo dumm und weinte! Ich würde nicht weinen, wenn es mir ſo gut ginge. Und weißt Du was? Wenn mein Bruder zurückkommt, muß er Dir auch eine Puppe mitbringen, einen Jungen mit Mütze und Weſte, den laſſen wir meine Schreipuppe heirathen. In ſechs Monaten kommt er, und bis dahin muß es lange ſein, denn Mama weinte beim Abſchiede. Bis dahin ſind wir vielleicht groß und können unſern Puppen die Kleider ſelbſt nähen. Das wäre hübſch!"

„In ſechs Monaten ſind wir aber noch nicht erwachſen," belehrte ſie Erneſtine. „Da muß es erſt Winter werden und wieder Sommer und noch einmal Winter und noch einmal Sommer — dann erſt ſind wir groß!"

„Das iſt ja ſchrecklich lange," rief Angelika, „das kann man kaum erwarten."

„Und wenn wir einmal erwachſen ſind, ſpielen wir nicht mehr mit den Puppen, — dann kaufe ich mir ein Fernrohr, wie Onkel Leuthold eines hat, und ſchaue immerfort in den Mond, das iſt mir lieber als Alles!"

„In den Mond? Haſt Du ſchon einmal hineingeſehen?" fragte Angelika verwundert.

„Ja, das hab ich!"

„Wie ſieht es denn darin aus?"

„Ach ſchön — wunderſchön. Es leuchtet und glänzt ſo ſilbern und iſt ſo ſtill und ruhig und Berge und Thäler ſind dort wie bei uns, aber ſie ſind nicht farbig wie die unſern, ſie ſind wie lauter Licht!"

„Haſt Du denn auch den Mann im Monde geſehen?"

„Nein, den ſah ich nicht — Onkel Leuthold ſagte, es gäbe keine Menſchen im Mond — aber ich glaub's nicht, — es iſt nur ſo weit weg, daß man ſie nicht ſieht. Und die Leute, die dort leben, ſind gewiß viel glücklicher und beſſer als hier, die ſchlagen ſicher kein Kind, und wer weiß, ob nicht am Ende gar der liebe Gott dort wohnt! Ach wenn ich fliegen könnte — dahin flög ich!" ſie blickte mit feuchtſchimmernden

Augen zur Decke empor, während ihre schmale Brust tief Athem holte.

„Nein, liebe Ernestine, Du mußt nicht fortfliegen, wer weiß, ob der Mond in der Nähe so hübsch ist wie von weitem. Und hier auf der Welt ist's auch schön und wenn Du groß bist, wirst Du eine Tante oder Mama, dann darf Dir Niemand was thun. Meine Tanten und Mama bekommen auch keine Schläge mehr, — von Niemandem!"

Ernestine hörte das Geplauder der Kleinen nicht, ihre Augen schlossen sich, ihr geliebtes Buch entsank ihren Händen, Ole Luköje, der milde, nordische Schlummergott war daraus auferstanden. Er hatte Balsam in ihre schmerzende Wunde gegossen und seinen Schirm mit den tausend schönen, bunten Malereien über ihre ruhende Seele ausgespannt. —

Angelika betrachtete sie ein Weilchen, dann fragte sie: „Bist Du wieder eingeschlafen?" Und als sie keine Antwort bekam, dachte sie, daß es wohl so sei und schob sich leise, leise auf ihren hohen Stuhl hinauf, wo sie mit dem Ernst und der Steifheit eines Wachtpostens sitzen blieb. Endlich kam Heim mit Herrn Neuenstein vom Begräbniß zurück und trat mit diesem vorsichtig in's Zimmer.

„Sie hat mit mir geredet," berichtete Angelika.

„Was — war ſie bei ſich?" fragte der Geheimerath mit freudiger Ueberraſchung.

„Ja, ja — wir haben uns eine Menge erzählt und dann ſchlief ſie wieder ein."

Der Geheimerath rieb ſich die Hände: „Das iſt ja herrlich! Schien ſie Dir denn völlig bei Vernunft zu ſein?"

„Ja, ja — ſie war ganz vernünftig!" beſtätigte Angelika.

„Schade, daß ich nicht da war! Jetzt hoffe ich, ſie durchzubringen," ſagte der Geheimerath zu Herrn Neuenſtein; dieſer aber betrachtete mit ungläubigem Kopfſchütteln das leichenähnlich ſchlummernde Kind.

„Nicht wahr," fuhr der Arzt fort, „das ſcheint Ihnen unwahrſcheinlich? Und dennoch glaube ich es mit Beſtimmtheit. Wer ſolch eine welke verkümmerte Knospe daliegen ſieht, der hat wohl kaum eine Ahnung von den wunderbaren Hülfsquellen in ihrem Innern. Und ich ſage Ihnen, in dieſem Kinde wohnen ſolche geheime Lebenskräfte, ſonſt wäre es dieſer thierquäleriſchen Erziehung längſt erlegen. Das wird noch was — glauben Sie mir, das wird was!"

„Nun es ſoll mich von Herzen freuen, wenn

Ihre Bemühungen nicht vergebens ſind. Alſo wollen Sie das Mädchen wirklich mit ſich nehmen?“

„Ja, wenn der heuchleriſche Oheim ſie mir überläßt, will ich ſie aus ſeinen Klauen befreien und ſie ſo erziehen laſſen, wie es ihrer Geſundheit zuträglich und ihrem großen Vermögen entſprechend iſt!“

„Sie ſind ein wahrer Menſchenfreund, Geheimerath.“

„Ein Menſchenfreund bin ich — aber dabei iſt ja gar kein Verdienſt. Viele lieben es, junge Hunde und Katzen aufzuziehen, Viele ſchwärmen für Blumenpflege — ich ziehe und pflege gern junge Menſchen. Wo mich ein paar bedeutſame Kinderaugen aus einem verkümmerten Geſicht anſchauen, da möchte ich ſie wie eine ſeltene Blume in mein Herbarium ſtecken und mitnehmen. Ja, wenn die Pflege eines Kindes ſo wenig koſtete wie die einer Pflanze — ich hätte ſchon längſt ein ganzes Menſchen-Treibhaus angelegt. Die Geſchichte iſt nur ſo verwünſcht theuer!“

„Und man weiß, daß Sie faſt Ihre ſämmtlichen Einkünfte zu ſolchen Zwecken verwenden. Sie könnten längſt ein Millionär ſein, wenn Sie nicht ſo fürſtlich freigebig wären.“

„Ach was — der Eine wirft ſein Geld für die Paſſion hinaus — der Andere für jene. Das iſt

nun einmal meine Paſſion und die laſſe ich mich ſo viel koſten, als ich nach Pflicht und Gewiſſen meinem Adoptivſohn, der meinem Herzen am nächſten ſteht, entziehen darf. Thun Sie mir aber den Gefallen und gehen Sie jetzt; das unnütze Geſchwätz ſtört den Schlaf des Kindes. Ich will noch ein Stündchen hier bleiben und beobachten."

„Komm, Angelika," ſagte Neuenſtein, „Onkel Heim beißt heute. Wir wollen nach Hauſe." Er nahm das Kind bei der Hand und nickte Heim freundlich zu: „Soll ich Ihnen den Wagen ſchicken?"

„Nein, danke. Ich nehme mir ein Gefährt nach der Reſidenz, der König hat mich auf heute Nachmittag befohlen. Morgen komme ich aber wieder."

„Adieu — lieber Onkel," ſagte die kleine Angelika, ſich auf die Zehen ſtellend und ihm das rothe Mäulchen zum Kuß hinhaltend. „Nicht wahr, Du beißeſt mich nicht?" fragte ſie, ihr blondes Lockenköpfchen an den ſtruppigen herabgebogenen Graukopf ſchmiegend, „ich bin ja ſo artig!" — Dann hüpfte ſie auf den Zehen mit Herrn Neuenſtein hinaus. —

Als Heim allein war, ſetzte er ſich neben das Bett und betrachtete ſchweigend das ſchlummernde

Kind. „Ich will wetten, daß die einmal bildschön wird," dachte er. „Ihr Gesicht ist ihren Jahren vorausgeeilt, es ist alt und das ist an einem Kinde häßlich, wenn aber ihre Jahre dem Ernst auf dieser hohen Stirn entsprechen und sich die scharfen, bittern Züge bei besserer Behandlung verlieren, dann wird es ein herrlicher Kopf. Ei, ei, ei — solch ein Kind zu haben und es halb todt zu schlagen! — Solch ein Kind!"

In den Augen des alten Mannes blinkte etwas wie eine Thräne und er nahm leise eine Prise Tabak, um sich zu sammeln, — denn durch seine Seele zog bei diesen Gedanken ein altes, tiefes Weh, das er nicht Herr über sich werden lassen wollte. Die Prise half aber diesmal nichts. Er sah hier vor sich liegen ein kostbares Gut, das ein Unwürdiger, dem es in den Schooß gefallen, verächtlich von sich gestoßen hatte, und er dachte, wie grenzenlos ihn dies Besitzthum beglückt hätte, wäre es ihm zu Theil geworden. Er dachte, daß es ihm hätte werden können, wenn sein Herz nicht eigensinnig an der Einen gehangen, die ihm nicht angehören durfte. Nun war's zu spät, er war alt und unwiederbringlich lag die Zeit hinter ihm, in der er die Liebe hätte säen sollen, die er jetzt so gern erndten wollte. Die Leidenschaft, die so lange

ſein Herz erfüllt hatte, war überwunden und mit den Jahren erſtorben, aber in der alten Bruſt lebten die ewig jungen Triebe eines Gefühls, das ſtärker iſt als alle Leidenſchaft. „Wem ſein geliebtes Weib ſtirbt,“ dachte er, „dem ſteht ſie wieder auf in ihren Kindern — wer aber nicht Weib noch Kind hat — der iſt doppelt arm.“ So viele Menſchenleben waren in ſeine Hand gelegt, keines aber ſollte er „ſein“ nennen; er hatte ſo manches Weſen am Leben erhalten, aber keinem hatte er das Leben gegeben. Die ſchwerſten Leiden hatte er durch Liebe lindern ſehen, nur er ſollte dereinſt ſterben, ohne ein liebes Kind zum Abſchied an ſein Herz zu drücken, ohne von ihm beweint zu werden. Und wie er ſo darüber nachdachte, da war es ihm wirklich, als läge er auf dem Todtenbette und er fühlte einen weichen Arm ſich um ſeinen Hals ſchlingen und hörte eine ſüße, ſchluchzende Stimme: „Vater“ rufen!

Es war wohl Ole Luköje, der von Erneſtinens Lager her dieſen ſchmerzlich ſchönen Traum über ihn ausgegoſſen; er war ſo ſchnell zerronnen, als er gekommen und nichts ließ er zurück als eine Thräne auf der gefurchten Wange des alten Mannes. —

Da begann leiſe die Thür im Schloſſe zu zittern,

wie wenn ein Laſt-Wagen vorbeiführe und endlich nahten wuchtige Schritte dem Zimmer, welche das Geräuſch verurſacht hatten. Ehe es der Geheimerath hindern konnte, ward die Thüre ſo weit aufgeriſſen, als nöthig war, um die gigantiſche Geſtalt der Frau Bertha hindurch zu laſſen. Sie war in ein funkelneues ſchwarzes Tibet-Gewand gekleidet, deſſen ſteifes Kattunfutter rauſchte und raſchelte, während ſie auf das Bett zuſchwenkte, ſo, daß das ſchlafende Kind erſchrocken auffuhr und der Geheimerath ein mißbilligendes Schnalzen mit der Zunge nicht unterdrücken konnte.

„Guten Tag, Herr Geheimerath, guten Tag, Tine!“ ſagte ſie mit kurzem Kopfnicken. „Na, Tine, Du lebſt ja immer noch? Da hätten ſie auch kein ſo großes Geſchrei um Dich zu machen gebraucht.“

Erneſtine warf ſich bei dieſer barſchen Anrede auf die andere Seite und rief: „O ſchafft mir doch die Tante fort — ich will ſie nicht ſehen — ich will nicht!“

Der Geheimerath bot der Ruheſtörerin gefällig den Arm und führte ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, aus dem Zimmer. Bertha fragte verblüfft: „Na, was ſoll denn das heißen? Ich werde doch nach meiner Nichte ſehen dürfen?“

„Wenn Sie nicht ſelbſt fühlen, meine Gnädige, daß dies geknickte Leben der äußerſten Schonung und Liebe bedarf — ſo muß ich, der Arzt, Ihnen ſagen, daß die Verantwortung Sie trifft, wenn meine Sorgfalt an dem Kinde zu Schanden wird und es trotz meiner treuen Pflege ſtirbt. Ich bitte Sie alſo, entweder Ihre Beſuche bei der Kleinen einzuſtellen, oder ihr etwas milder zu begegnen.“

„Na, um Gotteswillen,“ rief Bertha, „ich habe ja nur einen Spaß gemacht! — Herr Jeſus, meinetwegen wickeln Sie ſie in Baumwolle, ich habe nichts dagegen.“

Der Geheimerath ſeufzte unwillkürlich. „Armes Kind,“ dachte er, „wenn Du in ſolche Hände kommen ſollſt!“ —

Da ward plötzlich die Thür aufgeriſſen und herein ſchaute ein Geſicht ſo erdfahl, leichenhaft, daß Bertha erſchrocken zurückfuhr. Es war Leuthold, zur Unkenntlichkeit entſtellt. Als er den Geheimerath erblickte, grüßte er ihn mit gewohnter Höflichkeit, dann ſtreckte er ſeine zitternde Hand nach Bertha aus und ſagte, indem ihm hörbar die Zähne zuſammenſchlugen: „Liebe Bertha, ſei ſo gütig und komm hinauf!“

Sie folgte ihm in höchſter Angſt, denn ſo hatte

ſie ihn noch nie geſehen, und das an dem frohen Tage von Hartwich's Begräbniß! Was konnte da vorgefallen ſein? Er zog ſie an der Hand nach ſich die Treppe hinauf, ſeine Finger umklammerten die ihren kalt und ſtarr wie Todtenfinger; ihr graute, als ſie ſo ſtumm mit einander dahin ſchritten.

Jetzt ſtanden ſie an der Thür ihres Wohnzimmers, er trat ein, riß die zögernde Frau jäh mit ſich, ſchloß ab, und ehe ſie wußte, wie ihr geſchah, hatte die furchtbare, kalte Hand ihre Kehle umfaßt, wie ein eiſernes Band:

„Soll ich Dich erwürgen?“ keuchte er tonlos, einen Blick auf ſie heftend, wie den einer Schlange, wenn ſie ihr Opfer umringelt.

„Barmherziger Gott,“ ſchrie Bertha und fiel auf die Kniee, um ſich loszureißen. Da wurde ihr der Hals zugeſchnürt, daß ſie zu erſticken glaubte.

„Wenn Du einen Laut von Dir giebſt, den die Magd hören kann, ſo erdroſſele ich Dich!“ knirrſchte Leuthold. „Drum ſei ruhig — oder —“ Bertha hörte auf zu ringen, ſie verlor faſt das Bewußtſein. Nun ließ er ſie los und ſchleuderte ſie auf das Sopha, wo ſie wie betäubt ſitzen blieb.

Einige Minuten hielt er ſich die kahle Stirn,

dann hauchte er mühsam Wort für Wort hervor: „An dem Tage, wo das Unglück mit Erneſtinen geſchah und Heim in's Haus kam, dem ich ausweichen wollte, trug ich Dir auf, ſtreng über Alles, was vorging, zu wachen, weißt Du das noch?“

„Ja,“ ſtöhnte die geängſtigte Frau.

„Thateſt Du das?“

Keine Antwort.

„Du thateſt es nicht!“

„Ach, ich fürchtete mich ſo vor dem ſterbenden Hartwich — deshalb blieb ich oben,“ ſtotterte Bertha.

„Und deshalb,“ — Leuthold's Bruſt rang nach Athem, während ſeine Hände krampfhaft zuckten, „deshalb ließeſt Du's geſchehen, daß Hartwich uns“ — ſein Mund öffnete und ſchloß ſich ein paar Mal, ehe er das Wort herausbrachte, „enterbte — und Erneſtinen das Vermögen vermachte.“ — Seine Züge verzerrten ſich, ſein ſchlanker Körper begann zu wanken wie eine gefällte Pappel, er griff nach einem Stuhl, um ſich zu halten, und ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

„Allmächtiger Gott,“ ſchrie Bertha und ſchüttelte den lebloſen Mann, „das ganze Vermögen? ſo ſag' doch — das ganze? Ach, Du Schwächling, wie kann man nur gleich Krämpfe bekommen! Rede doch, —

daß man wenigstens weiß, ob man denn ganz leer ausging?"

Leuthold hob langsam den Kopf, sie half ihm auf und trug ihn mehr, als sie ihn führte, zum Sopha. Sie holte Eau de Cologne und goß sie ihm über die Stirn, daß sie ihm in die Augen lief. Er stieß einen Schmerzenslaut aus und bemühte sich, die brennende Flüssigkeit abzuwischen. „Soll ich auch noch blind werden durch Dich?" stöhnte er, und als der Schmerz vorüber war, blieb er in sich zusammengesunken sitzen und starrte vor sich hin.

„So rede doch endlich!" rief Bertha. „Den Mund wirst Du doch noch aufthun können, — nicht ein Legat — nicht einmal eine Rente?"

Leuthold sah die unzärtliche Gattin mit einem Blick an, der ihr unwillkürlich das Blut in die Wangen trieb. Es lag etwas Unbeschreibliches in diesem Blick, etwas halb Schmerzliches, halb Verächtliches, wie man etwa die Leiche einer Selbstmörderin betrachtet.

„Eine Rente von sechshundert Thalern!" murmelte er dann und legte die Stirn in die Hand, um seine Umgebung nicht mehr sehen zu müssen und sich in sich selbst zu sammeln.

„Das iſt ja zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben!“ klagte Bertha und warf ſich laut weinend auf einen Seſſel in der fernſten Ecke des Zimmers, als ob ſie ſchon kein Anrecht mehr auf ihre Lehnſtühle und Sophas hätte. Leuthold blieb lange regungslos, das Geſicht in den Händen verborgen, kein Athemzug war zu hören, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich kaum. Es war, als brauche er alle ſeine Körperkraft zur Bewältigung des furchtbaren Schmerzes, der ihn erfaßt hatte, als habe er nicht mehr Stärke übrig, nur ein Glied zu rühren. Der Gefühlsmenſch ſucht ſich im Unglück Luft zu machen durch Klagen und Toben, er kämpft mit phyſiſchen Mitteln gegen den Schmerz, indem er hin und her rennt, ſich die Haare rauft, den Kopf an die Wand ſchlägt, die Hände ringt und ihn ſo gewiſſermaßen durch eine ſtarke Muskelthätigkeit nach außen ableitet. Der Verſtandesmenſch aber verarbeitet ihn geiſtig und bedarf dazu der völligen körperlichen Ruhe. Einen Augenblick nur konnte die erſte Wuth einen Mann wie Leuthold zu einer Thätlichkeit gegen die verhaßte Urheberin ſeines Unglücks hinreißen, dann aber ſtellte ſich das geiſtige Gleichgewicht wieder her und ſein Elend wurde ihm zu einer harten Denkarbeit, über deren Bewäl-

tigung er wohl den Verstand verlieren konnte, von der er sich aber durch nichts ablenken lassen wollte.

So saß er in tiefes Brüten versunken. Dann und wann fuhr ihm, wie ein Blitz durch die Wolken, ein Gedanke an Selbsthülfe durch den Kopf, aber er erlosch eben so schnell, wie er entstanden, und mit jedem Male ward es dunklere Nacht in seiner Seele.

„Die Opfer von zehn langen Jahren verloren!“ murmelte er endlich mit gepreßter Stimme. „Das Haar auf meinem Haupte ist verblichen vor der Zeit im schweren Dienst um dies eine Ziel, und nun es mir auf Armeslänge nahe gerückt, versinkt mir's vor den Augen; wieder soll ich mich beugen unter das Joch der Nothwendigkeit und mit einem Geiste, der befähigt ist, die kostbarsten Schätze der Wissenschaft zu heben, — Brod verdienen! — Die besten Lebensjahre hingegeben — um nichts — um jetzt als alternder Mann von vorn anzufangen. Das war eine verfehlte Speculation! Wenn sonst meine Kräfte erlahmen wollten, dann war es die Hoffnung auf die nahe Erlösung, die mich aufrecht hielt, aber was soll mich von nun an stärken, da keine Erlösung mehr winkt? Keine Erlösung, nichts als lebenslange Frohnarbeit im Dienste des knurrenden Magens! O — o!“

Mit dieſem Todesſeufzer vergrub der gequälte Mann das Geſicht in den Kiſſen des Sophas und wieder trat eine lange Stille ein, die nur von den vereinzelten Thränenſtößen Bertha's unterbrochen ward.

Endlich hielt dieſe das Schweigen nicht mehr aus: „Was ſoll denn nun werden?“ fragte ſie halb jammernd, halb trotzig.

„Laß mich,“ ſagte Leuthold, „laß mich — Du ſiehſt, wie ich leide und ringe.“

„Woher weißt Du denn die ganze Sache?“ forſchte ſie weiter.

„Der boshafte Chirurg Lederer flüſterte es mir bei der Rückkehr vom Begräbniß zu. Er hat das Teſtament als Zeuge mit unterſchrieben. Die Leute drängten uns vor der Hausthür auseinander, ich konnte ihn nicht einmal mehr fragen, ob man mir die Vormundſchaft ließ. Wenn ich nur wenigſtens Vormund wäre“ — er ſchwieg und verſank wieder in ein tiefes Sinnen.

Da regte ſich etwas im Nebenzimmer und zur Thür ſchaute ein ſelig lächelndes Kindergeſicht herein und ein glockenhelles Stimmchen rief: „Kukuk!“ Bei dem Tone wandte Leuthold den Kopf und ſah mit

seltsam bewegten Mienen nach der Stelle hin, wo sein Töchterchen stand. Die Kleine stemmte sich fest auf die Füßchen und überschritt endlich nach ein paar vergeblichen Versuchen, zu ihrem eigenen Entzücken, die hohe Schwelle. Nachdem sie dies vollbracht, trippelte sie jauchzend auf ihre Mutter zu, die der Thür zunächst saß; als sie aber von dieser so unsanft weggeschoben ward, daß sie sich auf den Boden setzte, faßte sie den Beschluß, ihre Reise bis zum Papa auszudehnen. Um jedoch schneller und sicherer vom Flecke zu kommen, zog sie es vor, statt auf zwei Beinen auf allen Vieren zu laufen, und als sie am Ziele anlangte, faßte sie die Kniee des Papas und richtete sich stramm daran empor, ihn mit ihrem rosigen Gesichtchen anlachend. Leuthold blickte eine Secunde lang in die runden, unschuldigen Augen — dann verdunkelte sich sein Blick — er hob die Kleine zu sich empor und flüsterte, indem er sie an sich preßte: „Armes Kind!“ Sein Athem ging schneller, er umschlang das Kind fester und fester und plötzlich erleichterte ein heftiges Schluchzen seine gepreßte Brust. Sein Vaterherz hatte die Thräne gefunden und zum ersten Male in seinem Leben überwältigte ihn ein menschliches Gefühl.

Gretchen versuchte, ihm mit ihrem Schürzchen die

Augen zu trocknen und tätſchelte mit ihren dicken Händchen ſeinen kahlen Scheitel.

Es iſt eine wunderbare Kraft in dem Auflegen ſolch einer weichen, reinen Kinderhand, beſänftigend, wo es im Herzen ſtürmt, ſtärkend, wo die Seele hoffnungslos ermattet. So war es Leuthold, als ſchlöſſen ſich unter der milden, leichten Berührung die Wunden in ſeinem Innern. Er küßte das runde, warme Händchen wieder und wieder. Für dieſes Kind wollte er arbeiten, ſo ſchwer er es vermochte, ihm wollte er eine Zukunft gründen um jeden Preis! Er ſtand auf und ſetzte die Kleine ſanft auf den Teppich, dann ſchritt er langſam mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und nieder, tauſend feine Fäden für die Zukunft in ſeinem Kopfe anſpinnend. — Da ſtörte ihn Bertha, die ihren Unmuth in Ermangelung von etwas Anderem an Gretchen ausließ. Es hatte einen geſtickten Schemel erwiſcht und die genußreiche Beſchäftigung begonnen, Perlen und Quäſtchen davon abzuzupfen. Bertha riß es keifend in die Höhe, ſchüttelte es und ſchlug ihm auf die Hände. Da ſtand plötzlich Leuthold vor ihr und hielt ihr den Arm feſt, aus ſeinen Augen ſtrömte ein Widerwille, der ihr wie Gift durch alle Adern drang und Gift lag auf ſeiner

Zunge, in ſeinem Ton, in ſeinem ganzen Weſen, als er begann: „Du biſt ſo roh, daß nicht einmal die feinen Inſtincte des Muttergefühls in Dir aufkommen konnten. Wenn Du ein weiblich beobachtendes Auge beſäßeſt und geſehen hätteſt, welche Wohlthat mir das Kind ſoeben erwieſen, Du würdeſt ihm mit verdoppelter Liebe danken, ſtatt es zu mißhandeln. — Doch freilich, was kümmern Dich meine Empfindungen; Du hatteſt in dem Augenblicke, als Du mich gebrochen zu Boden ſtürzen ſahſt, nur Sinn für Dein Unglück, für meinen Schmerz fandeſt Du kein anderes Wort des Troſtes, als den Schimpfnamen „Schwächling.“ Ich ſage Dir aber, die Schwäche eines kränklichen Mannes iſt nicht ſo abſcheulich, wie die rohe Kraft eines gemeinen Weibes. Sei daher ſo gütig und mäßige Deinen Kraftausdruck wenigſtens gegenüber dieſem Engel, der keine bittere Stunde haben ſoll, ſo lange ich die Augen offen halte!“

Bertha ſetzte Gretchen zur Erde und ſtemmte die Arme in die Seite. „So,“ ſagte ſie zitternd vor Wuth, „ſo fängſt Du an? Solche Grobheiten wirfſt Du mir in's Geſicht in einem Augenblick, wo Du froh ſein ſollteſt, wenn ich Dein erbärmliches Loos nur mit Dir theile?“

„Mein erbärmliches Loos?“ wiederholte Leuthold, indem ſich ſein Geſicht wieder mit Todesbläſſe überzog. „Wer hat mir denn dies Loos bereitet? wer anders als Du?! Du wagſt es noch, Dich zu beſchweren, und bedenkſt nicht, was Du damit herausforderſt? Iſt nicht Dein Ungehorſam, Deine Thorheit Schuld an dem ganzen Unglück? Hätteſt Du meine Befehle befolgt und gewiſſenhaft über die Vorgänge im Hauſe gewacht, ſo konnte Dir das Erſcheinen einer Gerichtsdeputation nicht entgehen, Du hätteſt mich rechtzeitig in Kenntniß geſetzt und ich konnte die Sache noch im letzten Augenblick hintertreiben. Du — Du allein haſt mein und meines armen Kindes Lebensglück zerſtört und ſtatt, daß Du mich fußfällig um Vergebung bitteſt, machſt Du mir noch Vorwürfe. Wahrlich, man könnte darüber lachen, wenn es nicht zu traurig wäre!“

„Natürlich!“ kreiſchte Bertha, „nun muß ich Schuld ſein, das konnte ich mir denken. Warum bliebſt Du nicht ſelbſt im Hauſe, warum paßteſt Du denn nicht ſelbſt auf? Weil Du ſo wenig, wie ich, an eine derartige Möglichkeit dachteſt und weil Du dem alten Zeugen Deiner Schande, dem Heim, aus dem Wege gehen wollteſt. Was kann ich dafür, daß Du

eine ſo unſaubere Vergangenheit haſt, daß Du Dich vor jedem Bekannten aus früherer Zeit bei Seite drücken mußt!“

Leuthold bäumte ſich auf. „Schweig', nichtswürdiges Weib! Willſt Du mich auf's Aeußerſte treiben?“

„Ja!“ fuhr Bertha immer heftiger fort, „ja jetzt iſt mir Alles einerlei. Ein anderes Vergnügen erwartet mich an Deiner Seite doch nicht mehr, als das, Dir wenigſtens einmal gründlich die Wahrheit zu ſagen. Ich gehe fort von Dir nach Hauſe. Ich will mich mit meinem Vater verſöhnen, ſo lange es noch Zeit iſt. Vielleicht übergiebt er mir das Geſchäft, ich verſtehe es zu führen und kann's noch zu was bringen. Das iſt jedenfalls eine beſſere Ausſicht, als mit Dir zu hungern. Mein alter, ehrlicher Vater hat Recht gehabt, als er mich vor Dir warnte, — weiß der Kukuk, was mich damals auf Deine Klappergeſtalt ſo erpicht machte, — es reizte meine Gutmüthigkeit, Dich auszupolſtern. Aber von Anfang an ſah ich ein, was ich an Dir hatte; Gott erbarme ſich — eine Maſſe Geiſt und Gelehrſamkeit, womit ich nichts anzufangen wußte, und ein vornehmes, eiskaltes Weſen, bei dem mir nie wohl werden konnte. Nach den erſten paar Monaten unſerer Ehe gab es den Skandal mit

dem Hilsborn; der Vater wollte, ich ſollte mich von Dir trennen, Du ſchwindelteſt mir von Deinem Bruder vor, der ein Trinker ſei, der Dich reich machen werde und ich glaubte Dir, überwarf mich mit meinem Alten und ging mit Dir in dieſe Einöde. Was hatte ich nun davon? Mein kleines mütterliches Vermögen brockte ich während der zehn Jahre in die Wirthſchaft, damit Du Deinem Bruder gegenüber den Uneigennützigen ſpielen konnteſt. Auf jedes Vergnügen verzichtete ich, Theater, Concerte, Geſellſchaft, das Alles gab's ja hier nicht, und ich entbehrte es willig in der Vorausſicht einer beſſeren Zukunft. Ich habe gehorſam und geduldig mit Dir erbgeſchlichen bei dem Trunkenbold — dem Hartwich — und nun habe ich Zeit, Jugend, Geld und Alles hingeworfen für Nichts, und ſoll mich nicht einmal beklagen dürfen? Und ſoll mich womöglich noch höflichſt bedanken und ſagen: Du lieber Mann, Du haſt mich zwar um Alles gebracht, Du haſt mir zwar vorhin gezeigt, daß Dir's auch nicht darauf ankäme, mich gelegentlich zu erwürgen — dennoch aber will ich ſo frei ſein und bei Dir bleiben, damit Du doch ferner den Genuß haſt, mich roh, gemein und nichtswürdig zu ſchimpfen und mir zu zeigen, mit welcher Hand ich die Kartoffeln in

den Mund ſtecken muß, die wir zu eſſen haben werden. Nicht wahr, ſo ſoll ich ſprechen? Ja . . . "

Leuthold hatte ihr aufmerkſam zugehört und im Laufe der langen Rede ſeine alte Ruhe wieder gewonnen. „Das heißt mit andern Worten, Du willſt mir zu meinem ſonſtigen Unglück die Zugabe Deiner liebenswürdigen Perſönlichkeit erſparen und mir überlaſſen, mein ſchweres Geſchick allein zu tragen, — nun das iſt immerhin anerkennenswerth — und wenn Du eine Scheidung willſt, ſo habe ich nichts mehr dawider. Nur bitte ich, daß Du den Anlaß dazu giebſt — damit ich nicht meinen guten Namen bloßſtellen muß. Wir haben uns bisher ſo ungemein anſtändig betragen, daß es uns ſchwer fallen dürfte, die Gerichte von der Unmöglichkeit eines weiteren Zuſammenlebens zu überzeugen. Es muß alſo ein Scheidungsgrund gefunden oder zu Stande gebracht werden und dazu wirſt Du dich bequemen müſſen."

„So!" rief Bertha, „ich ſoll wohl einen Skandal machen, damit die Leute mit Fingern auf mich zeigen und der Wolf im Schafskleide als Opferlamm bedauert wird? Nein, nein — ſo dumm bin ich nicht. Da würde ſich mein Vater auch nicht mehr mit mir ausſöhnen und ich hätte dann gar nichts!"

Leuthold ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Es war der größte Fehler meines Lebens, daß ich vor zehn Jahren auf kein anderes Mittel verfiel, mir das Reisegeld nach Triest zu verschaffen, als indem ich Dich heirathete; ich hielt Dich für unschädlicher, als Du bist. Ich habe mich zehn Jahre lang von Deiner Plumpheit und Beschränktheit peinigen lassen, denn für einen Mann, wie ich, ist ein Weib, wie Du, eine fortwährende Verlegenheit; so etwas greift mit der Zeit die Nerven an. Jetzt aber sehe ich, daß Du auch wirklich bösartig werden kannst und nicht einmal so viel Gefühl hast, um Deinem Kinde Mutter zu sein und es zu erziehen. Und wäre es mir nicht um Gretchen, so wiese ich Dich einfach aus meinem Hause — so aber . . . "

Bertha stutzte. „Ja, so — daran dachte ich nicht — Gretchen!"

„Daß ich meine Tochter nicht hergeben werde, kannst Du dir denken," fuhr Leuthold fort und versank in den Anblick des schönen Geschöpfes, das auf dem Teppich saß und eine Menge unverständlicher Worte herausſprudelte. „Sie ist der ganze Inhalt meines verarmten, verpfuschten Lebens, — meine letzten Hoffnungen ruhen auf ihrem lockigen Köpfchen — ich werde

ſie nie und nimmer von mir laſſen! Das Geſetz ſpricht ſie Dir zu, wenn ich den Grund zur Scheidung gebe — Du ſiehſt alſo ein, daß ich nicht den Anfang machen kann. Willigſt Du aber in eine Trennung und überläßt mir Gretchen, ſo ſteht Deinem Abzuge aus meinem Hauſe nichts im Wege. Ueberlege Dir das.“

Bertha fragte kleinlaut auf den Teppich niederkniend: „Gretel, ſoll Deine Mama fortgehen?“

Das Kind, deſſen Händchen noch aufgeſchwollen waren, gedachte ſeiner Schläge zu gut, um ſich eine Liebkoſung abgewinnen zu laſſen, und flüchtete, ſo ſchnell es konnte, zu den Füßen des Vaters.

„Es hat gewählt!“ ſagte Leuthold und nahm es auf den Arm.

„Natürlich, Du biſt auch gewiſſenlos genug, mir mein eigen Fleiſch und Blut abwendig zu machen,“ klagte Bertha. „Was ſoll ich nun thun? Von dem Kinde mag ich nicht fort und bei Dir mag ich nicht bleiben, — was ſoll ich nun thun?“

Sie ging händeringend und ſchweren Schrittes im Zimmer auf und ab. Leuthold war mit Gretchen an das Fenſter getreten und ſchaute mit bitter zuſammengepreßten Lippen der breitſchultrigen Geſtalt des alten Heim nach, der rüſtig über den Hof ſchritt.

Ein Blitz des tödtlichsten Hasses zuckte aus seinen Augen auf den Feind nieder, aber er traf nicht, und mit einem tiefen Seufzer lehnte Leuthold die feuchte Stirn an die Scheiben und sah zu, wie Heim sich mit dem heitersten Gesicht in den Wagen warf und noch behaglich vor der Abfahrt eine Prise nahm. Der Knecht kletterte schwerfällig auf den Bock und suchte Zügel und Peitsche zusammen; die Pferde griffen aus, die Hühner flogen gackernd auseinander, ihr alter Freund, der Kettenhund, fuhr bellend aus seiner Hütte und die altmodische Kutsche des Hartwich'schen Hauses rasselte schnell von dannen.

Wie nach großen Aufregungen die ermüdete Seele oft sclavisch der Thätigkeit der Sinne folgt, so hatte Leuthold in seinem Elend auf das Genaueste diesen an sich so geringfügigen Vorgang beobachtet.

„Der ist glücklich!" dachte er und schaute dem Federvieh zu, wie es die Haferkörnchen aufpickte, die den, vom Fressen geholten Pferden vom Maule gefallen waren. „Glücklich der, dem es gegeben ist, sich beliebt zu machen, — die Menschen folgen seinen Spuren, wie das Gethier da unten den Geleisen von Heims Wagen. Ist es ein Verdienst, das ihm alle Herzen gewinnt? Pah, Unsinn — es ist ein Talent

— und zwar eines, das ſeinem Beſitzer am Meiſten zu Gute kommt. Dieſe ſogenannten Wohlthäter der Menſchen werden doch immer ſelbſt am fetteſten bei ihrem Geſchäft; wer ahmte ihnen nicht gerne nach, wenn er nur könnte? Aber wem es nicht angeboren iſt, der kann es nicht, Begabung iſt Alles! Der Eine kommt zur Welt mit den Eigenſchaften, die ihn der menſchlichen Geſellſchaft angenehm und nützlich machen, der Andere mit Trieben, die ihn zum Gegenſtand des Schreckens ſtempeln! Was kann der Schooßhund dafür, daß ihn ſein liebenswürdiges Naturell berechtigt, auf ſeidenem Kiſſen ſeine leckere Mahlzeit einzunehmen, und was der Fuchs, daß er es nicht verſteht, ſich einzuſchmeicheln, und ſein armes Leben durch Raub und Diebſtahl friſten muß? Wer will ihm einen Vorwurf daraus machen? Es liegt einmal in der Art, — und wir Menſchen haben Alles mit den Thieren gemein, — warum nicht auch die Eigenthümlichkeiten ihrer verſchiedenen Arten? Auch unter uns giebt es Schooßhunde, Füchſe und Wölfe, Schmeichelkätzchen und Tiger! Wie wir uns dagegen wehren und von freier Selbſtbeſtimmung faſeln: die Art iſt das allein Beſtimmende — was kann ich dafür, daß ich zu der des Fuchſes ge-

höre? Ein Thor, der nach Moral in diesem blinden Treiben fragt!

Die Thätigkeit der Natur besteht in ewigem Schaffen, Vernichten und aus dem Vernichteten Wiederschaffen: Pflanzen, Thiere und Menschen, sie sind nur die Vollstrecker ihres Willens, die Werkzeuge ihrer geheimen Kräfte, erzeugender und zerstörender, oder wie der Moralist sie bezeichnet: guter und böser! Was aber nennen wir gut? Was uns nützt! Was böse? Was uns schadet! Und diese engherzige, egoistische Moral soll uns absoluter Maßstab sein? O welche Thorheit! Erzeugende und zerstörende Kräfte, sind sie nicht gleichberechtigte, gleich nothwendige Faktoren in dem großen Haushalte der Natur? Und sollten sie, die in den unbewußten Wesen so mächtig wirken, sollten sie im Menschen, der die zum Bewußtsein gekommene Natur darstellt, — ersterben? Sollte unser armseliges zusammengeklügeltes Sittengesetz vermocht haben, uns von dem starken Bande loszureißen, das uns in die allgemeine Ordnung reiht? Nein wahrlich, es ist elender Hochmuth, das zu fordern. Die Natur hat keine Gattung hervorgebracht, ohne ihr in einer andern ihren Feind zu schaffen, in der menschlichen Gesellschaft wie in der Thier- und Pflanzenwelt. Die

Schmarotzerpflanze, die ihrem Wirthe die Nahrung entzieht, das Insect, das seine Eier in dem Leibe und auf Kosten eines andern zeitigt, — der Raubvogel, der die unschuldige Taube würgt, der Tiger, der die frommäugige Antilope zerreißt, und endlich der Mensch, der sein Dasein zum Schaden seines Nächsten fristet, sie Alle sind nichts weiter, als Träger jener feindlichen Kräfte, die zur Oekonomie der Natur unentbehrlich sind. Wer wagt es noch: von Gut und Böse zu reden? Es giebt nur eine sichere Errungenschaft, die wir unserer Cultur verdanken, nur einen Firniß, der das Thier in uns übertüncht: es ist der Anstand! Dieser ist die Grundlage unserer Ethik, ist die einzige praktisch durchführbare Disciplin des Menschengeschlechts. Den Anstand gewahrt und wir sind höchst bevorzugte, untereinander wohlangesehene Wesen, denn der ganze Lohn unserer Tugend beschränkt sich ja doch auf die Anerkennung unserer vortrefflichen Mitwelt, wie hoch oder gering wir jene anschlagen, das bestimmt den Grad unserer Moralität, — alles Andere ist Ueberspanntheit." —

Aus diesem Brüten ward er aufgeschreckt durch Bertha, die ihn derb an der Schulter rüttelte und ungeduldig fragte: „Nun?"

Leuthold ſah ſie wie träumend an: „Was denn?“

„Ich will endlich wiſſen, was werden ſoll?“ ſagte Bertha zornig.

Leuthold legte das Kind, das auf ſeiner Schulter eingeſchlafen war, auf das Sopha.

„Ja ſo — wegen unſerer Scheidung!“

„Daran haſt Du wohl ſchon gar nicht mehr gedacht?“

„Ich geſtehe Dir allerdings, daß ich in dieſem Augenblick an etwas Anderes dachte. Doch iſt die Sache ſehr einfach. — Du begiebſt Dich vorderhand zu Deinem Vater und ſuchſt, Dich mit dieſem auszuſöhnen. Gretchen bleibt bei mir. Du biſt frei, zu gehen und zu kommen. Hältſt Du es nicht aus ohne das Kind, ſo magſt Du in einigen Wochen zurückkehren, das iſt Dir unverwehrt. In jedem Falle wird es gut ſein, wenn Du ſo lange wegbleibſt, bis ich mein elendes Loos neu geſtaltet habe. Ich will jetzt auf das Gericht gehen und auf Eröffnung des Teſtaments antragen. Bin ich zu Erneſtinens Vormund ernannt, ſo kann und muß ich mein Schickſal an das meiner Mündel knüpfen,“ — er blickte, von einem Gedanken erfaßt, plötzlich ſtarr vor ſich hin, dann fuhr er auf und griff nach ſeinem Hute. „Ja, ja,

auf's Gericht, vielleicht bin ich doch Vormund!" Damit wandte er sich zum Gehen.

Bertha rief ihm nach: „Also soll ich mein Bündel schnüren?"

„Thue ganz, wie Dir beliebt!" sagte Leuthold auf der Schwelle mit der alten Höflichkeit und verschwand.

Bertha trat an ihre Kommode und begann darin zu kramen. „Das war der Mühe werth, daß ich den braven Oberkellner im Stiche ließ, um des vornehmen Herrn Doctors willen. Hätte ich den Fritz genommen, so wäre ich jetzt Hotelbesitzerin, während ich als Frau Doctorin kaum weiß, wo ich mein Haupt hinlegen soll!" Sie blickte zu dem schlafenden Kinde hinüber. „Hätte ich das Mädel nicht — da wäre mir mein Herz leichter! Ach was — es ist ja sein Kind und hat ihn auch viel lieber als mich — es schlägt gewiß einmal ihm nach und verbittert mir das Leben!" murrte sie. Doch als rene sie dieser Gedanke im Entstehen, eilte sie zu Gretchen hin und küßte sie weinend auf die reine, kindliche Stirn. „Nein, nein, Du kannst nichts dafür!" schluchzte sie und riß die Kleine mit Ungestüm an ihre volle Brust.

Sechstes Capitel.

Seelenmord.

Ein frischer Herbstwind schüttelte die früchteschweren Aeste der Obstbäume in dem Hartwich'schen Küchengarten. Unter einem großen Apfelbaum stand eine neue, grünangestrichene Bank. Einige weiße Wäsche, die zum Trocknen aufgehängt war, flatterte lustig wie Festfahnen nach der Seite zu, von welcher eine Gruppe von Personen eintrat, die sich der Bank unter dem Apfelbaume näherte. Es war Rieke, die langsam und behutsam den alten Rollstuhl schob, der so lange den Katzen und Hühnern zur Wohnung gedient hatte, jetzt aber frisch aufgepolstert und schön bezogen war. Nebenher gingen der biedere Heim und Leuthold. In dem Stuhle lag, von Kissen umgeben, Ernestinens kleine, schmächtige Gestalt mit verbundenem Kopfe und andächtig gefalteten Händen. Wären nicht

ihre großen Augen mit leuchtendem Blick in's Weite gerichtet gewesen, man hätte sie für eine lächelnde Leiche halten können — so lilienweiß war das abgezehrte Gesicht, so bläulich die geöffneten Lippen, durch die sie die frische Morgenluft einsog. Haben doch die Spuren des eben rückkehrenden und des entfliehenden Lebens eine so wunderbare Aehnlichkeit mit einander, wie Früh- und Abenddämmerung; dies stille, regungslos daliegende Kind konnte ebenso gut Abschied von der Welt nehmen, als sie zum ersten Male wieder begrüßen. Und dennoch feierte Ernestine heute ihre Auferstehung, — sie durfte zum ersten Male an Gottes freie Luft hinaus und sie genoß dieses Glück mit so unaussprechlicher Freude, daß sie nichts zu thun vermochte, als ihre kleinen Hände zu falten und zu beten. Sie hatte freilich noch nicht die Kraft, sich aus den Kissen ihres Sessels zu erheben; aber ihre junge Seele regte und lüftete die Fittiche und schwang sich mit den Vögeln empor in den blauen Herbsthimmel.

„Wie ist Dir, mein Kind?" fragte Leuthold sanft und theilnehmend.

„O — gut, lieber Onkel!" hauchte die Kleine tief aufathmend. „Ich glaube, ich könnte schon umherlaufen, wenn ich dürfte."

„Das könnteſt Du noch nicht, auch wenn Du dürfteſt," ſagte Heim und prüfte nicht ohne Beſorgniß das geiſterhaft verklärte Ausſehen und den kaum fühlbaren Puls des Kindes.

„Ihr Gemüth hat ihre Leiden ſchneller verwunden, als der Körper," ſagte er, ein wenig zurückbleibend, zu Leuthold. „Solch ein Kindesherz iſt ein gutes Ding, es hält unendlich viel aus, aber körperlich iſt ein Kind gar bald zerſtört. Ich kann den Ausdruck ſchwerer Leiden auf einem ſo jungen Geſicht nie ohne das tiefſte Mitleid ſehen. Wann ſollen wir denn fröhlich und glücklich im Leben ſein, wenn wir es als Kind nicht ſind?"

„Sie haben Recht," ſagte Leuthold. „Dieſer bitter verzogene Mund, der ſich jetzt ſo ſichtlich gegen ſeine Gewohnheit zu lächeln bemüht, und das glänzende Auge, das noch von Thränenfurchen umrändert iſt, machen auch auf mich einen überwältigenden Eindruck."

Heim ſtreifte den gerührten Sprecher mit einem forſchenden Blick.

„Ach, die hübſche, neue Bank!" ſagte Erneſtine mit ſchwacher Stimme, als ſie unter dem Apfelbaum ankam. „Und die prächtigen Zweige, da ſitzt man wie in einer Laube."

Sie ließ ihr Auge überall umher schweifen, und die Wäsche auf der Leine gefiel ihr, die weißen Schmetterlinge mit schwarzen Punkten, die über die Gemüsebeete hinflogen, entzückten sie, die weite kahle Ebene bis zum Waldessaum dünkte sie herrlich, Alles war so neu, als sähe sie es jetzt zum ersten Mal, und sie bewunderte Alles mit inniger Freude. Die langen Reihen verwilderter Bohnenstauden erschienen ihr als lockende, geheimnißvolle Irrgänge, selbst das hoch geschossene Spargelkraut und die Kohlköpfe, in deren krausen Blättern sich der Morgenthau zu großen Perlen gesammelt hatte, waren für sie Meisterwerke der Schöpfung.

„Ach, wie schön ist es doch in der Welt!" sagte sie zu den beiden Herren. „Und Niemand schlägt mich mehr! Ihr seid so gut gegen mich, Sie, Herr Geheimerath, und Du, Onkel Leuthold, und auch Du, Rieke, Du bist auch gut — ach — ich danke Euch!" Und sie faßte die Hände der Umstehenden und küßte sie, während Thräne um Thräne aus ihren Augen quoll.

„Seltsames Kind, warum weinst Du jetzt?" fragte Leuthold.

„Ach, ich weiß es nicht — ich bin so glücklich!"

ſchluchzte Erneſtine. „Wenn ich nur jetzt einen Vater oder eine Mutter hätte!“

„Wenn aber Dein Vater noch lebte, dann bekämſt Du wieder Schläge,“ meinte Rieke, deren praktiſcher Sinn gleich das Rechte traf. „Sei froh, daß er todt iſt, ſonſt wärſt Du ja nicht ſo glücklich!“

Erneſtine ſenkte das Haupt. „Ach, es iſt auch eigentlich nicht mein todter Vater, nach dem ich mich ſehne — ich wünſche mir nur einen, der mich lieb hätte.“

„Du haſt ja einen Onkel, der Dich herzlich liebt, mein Kind,“ ſagte Leuthold.

„Onkel“ — begann Erneſtine plötzlich nach kurzem Sinnen: „Wie ſind denn nur die erſten Menſchen entſtanden? Jeder Menſch hat Eltern, aber die erſten Menſchen hatten doch keine! Wie kamen denn die zur Welt?“

Leuthold und Heim ſahen ſich mit unverhehltem Staunen an.

„Nun, Du gehſt den Dingen auf den Grund und willſt gleich das höchſte Geheimniß der Schöpfung erforſchen!“ lächelte der Oheim.

„Dieſes Kind hat das Zeug zu einer Gelehrten,“ ſagte Heim, „das muß entwickelt werden.“

„Ja wahrhaftig!“ rief Leuthold mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „daraus läßt ſich etwas machen. In zwei Jahren lieſt ſie den Darwin!“ — Er verſank in ein tiefes Brüten.

Heim brach ein paar Stiefmütterchen, die im Unkraut hervorſproßten, und reichte ſie Erneſtinen. „Streng' Dein Köpfchen jetzt nicht mit ſolchen Gedanken an. Wenn Du groß biſt, wirſt Du das Alles erfahren. — Blumen habt Ihr hier aber wenige, Du kannſt Dir nicht einmal einen Strauß binden!“ ſagte er und verſuchte zu lachen.

„Das thut nichts, Herr Heim,“ meinte Erneſtine wieder heiter. „Wenn wir auch keine Blumen haben, mir gefällt es hier doch ſo gut — wie im Garten des Paradieſes!“

„Die Kleine hat Phantaſie,“ bemerkte Heim zu Leuthold, „ein verwilderter Küchengarten wird für ſie zum Paradies. Poeſie darin, Poeſie!“ er deutete auf Kopf und Herz.

Leuthold trat zu Erneſtinen: „Wenn Du Blumen wünſcheſt, mein Herzchen, ſo ſollſt Du ſie haben, Du biſt jetzt,“ — ſein Mund verzog ſich krampfhaft — „ſo reich, daß Du Dir keinen Wunſch zu verſagen brauchſt.“

„Ich bin reich!“ wiederholte Erneſtine, als könne ſie es immer noch nicht faſſen. „Gehört denn auch der Stuhl mir, in dem ich ſitze?“

„Gewiß!“

„Und der Garten und die Felder?“

„Alles, ſo weit Du ſiehſt!“

„Ach, wie prächtig! Aber, Onkel — habe ich denn auch ſo viel Geld, daß ich mir ein Fernrohr, wie Deines, kaufen kann?“

Leuthold ſtutzte über dieſe Frage. „Iſt das der Höhepunkt Deiner Wünſche? Nun, das ſollſt Du haben und ein noch viel beſſeres, als das meine! Eine ganze Sternwarte, auf der Du den weiten Himmel durchforſchen kannſt, wenn Du willſt, und ich werde Dein Lehrer ſein. Iſt Dir das recht?“

„Ach, Onkel“ — hauchte Erneſtine, wieder die Hände faltend, „der liebe Gott meint es doch zu gut mit mir, wie ſoll ich ihm alle dieſe Wohlthaten lohnen?!“

Da flog ein häßliches Lächeln über Leutholds Geſicht, ſie ſah ihn verwundert an, ihr Blick haftete ſo feſt auf ihm, daß er ſich unwillkürlich abwandte.

Seltſam! — Warum hatte der Oheim bei dieſen Worten gelächelt? War es denn etwas ſo Dummes,

was ſie ſagte? Lächelte er über ſie oder über den lieben Gott? Es war ihr auf einmal alle Freude verdorben, als hätte ſie in einer duftigen Roſe einen garſtigen Wurm, in einem ſchönen Glaſe einen Sprung entdeckt — ſie fühlte etwas wie einen Stich durch's Herz. Ja — ja, ſo mußte es dem kleinen Kay in ihrem Märchenbuche geweſen ſein, als ihm der Splitter von dem teufliſchen Spiegel der Wahrheit in Auge und Herz kam und er nun nichts mehr ſchön und in Allem einen Makel fand! — Sie blickte unwillkürlich gen Himmel, als wollte ſie die Teufel mit dem verhängnißvollen Spiegel emporſteigen ſehen, zu Spott und Hohn ihres gütigen geliebten Gottes — und als ſie wieder die Lider ſenkte und das Geſicht des Oheims ſtreifte, der eben ſo häßlich gelacht hatte, da war es ihr, als gleiche er dem Bilde, das ſie ſich von jenen böſen Geiſtern gemacht, und ſie empfand einen leiſen, ihr ſelbſt unbegreiflichen Widerwillen gegen ihn. Sie legte ſich erſchöpft in den Stuhl zurück, ſie mußte ausruhen von all den Gedanken, die durch ihr kleines müdes Köpfchen gezogen waren, und Heim, dies bemerkend, nahm Leuthold mit ſich fort; ſie hörte, wie er ſagte: „Kommen Sie, wir wollen Erneſtine ein Wenig ſchlummern laſſen.“ Rieke

ſetzte ſich ſtill auf die Bank neben ihr. — Erneſtine ſchmiegte den Kopf behaglich in die weichen Kiſſen, während die balſamiſche Morgenluft wie mit unſichtbarer, liebender Hand über ihr Geſicht ſtrich. In den Zweigen, die ſie beſchatteten, zwitſcherten ſo leiſe und ſüß die Vögel. „Schlummere, ſchlummere an der warmen Bruſt des jungen Tages," tönte es durch die ganze Natur an ihr Ohr: „Ruhe! — Du haſt noch nicht genug ausgeruht von all dem Weh, das Du erlitten!" — Und ſie ſchloß feſt die Augen und wollte ſo gerne ſchlafen — aber ſie konnte es nicht: Warum hatte der Oheim gelächelt, als ſie von Gott ſprach? Dieſe Frage hielt ſie wach und ſcheuchte den Frieden von ihrer treuen frommen Kindesſeele. —

Heim ging indeſſen mit Leuthold den Garten entlang. „Herr Profeſſor," begann er zu Leuthold gewandt, der in tiefem Sinnen neben ihm herſchritt. „Ich muß mich nun endlich einmal über die Zukunft unſeres Schützlings mit Ihnen beſprechen, denn ich habe Plane für denſelben, deren Ausführung von Ihnen abhängt." Leuthold ſah ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit an. „Ich hatte," fuhr Heim fort, „ſchon ſeit ich das ſeltſame Kind zum erſtenmal ſah, den Wunſch, mich ſeiner anzunehmen und als ich nun

durch Zufall, in sein Schicksal einzugreifen Gelegenheit fand, gedieh dieser Wunsch zur Reife. Meine Bitte ist die: treten Sie mir, — nicht Ihre vormundschaftlichen Rechte, — aber Ihre vormundschaftlichen Pflichten ab, und lassen Sie mich Ernestine in die Stadt mitnehmen, wo ich sie ihren Geistes- und Körperkräften angemessen erziehen werde."

Leuthold schwieg einige Secunden und zog eine Bohnenranke durch seine weißen, schmalen Finger, dann begann er etwas unsicher: „Das soll so viel heißen, Herr Geheimerath, als trauten Sie mir nicht die Fähigkeit oder den Willen zu, meine Mündel zu erziehen, wie es recht ist."

Heim zuckte ärgerlich die Achseln. „Wir wollen uns keine Flausen vormachen, Herr Gleißert; wir wissen Beide, wie wir über einander denken, und ein Arzt hat nicht viel Zeit auf Höflichkeiten zu verwenden. Seien Sie also so freundlich, mir kurz und bündig Ihre Bewilligung oder Ablehnung meines Vorschlags zu erklären."

„Nun denn, mein Herr," sagte Leuthold mit einem stechenden Blick, „so werde ich Ihnen kurz und bündig mit „Nein" antworten!"

„So—o!“ war das Einzige, was der verblüffte Heim herausbrachte.

„Sehen Sie, Herr Geheimerath,“ begann nach einiger Ueberlegung Leuthold, „ich will ehrlich gegen Sie sein. Sie kennen den dunkeln Fleck, der meine Vergangenheit schändet und den Hauptfehler meines Charakters: den Ehrgeiz. Aber, Herr Geheimerath, ich bin deshalb doch nicht herzlos! Ich bin, wie Erneſtine, von Klein auf als ein unliebſamer Gegenſtand, als ein fünftes Rad am Wagen herumgeſtoßen worden. Ich ſah mich hinter Hartwich, dem Sohn meiner wohlhabenden Stiefmutter, zurückgeſetzt und verkürzt bei jeder Gelegenheit. Sie als erfahrener Menſchenkenner werden am beſten wiſſen, welch großer Theil der Verantwortung für die Fehler eines Menſchen auf ſeine Erziehung fällt; — vielleicht beurtheilen Sie mich nun minder hart. — Da mir nie Liebe und Wohlwollen entgegengebracht wurden, verkümmerten auch dieſe zarten Gefühle in meiner Seele und ich konnte nicht geben, was ich nicht empfing. Auf dieſe Weiſe, Herr Geheimerath, wurde ich ein boshafter, übelwollender Menſch. Durch Härte und unerbittliche Strenge war mir eine gewiſſe Geſchmei-

digkeit angewöhnt worden, welche mir Freunde gewann, ohne daß ich die Eigenschaften besaß, mir dieselben zu erhalten. Dies brachte mich in den Ruf eines Heuchlers und Schmeichlers. Das Schlimmste aber war, daß man mich die feine Unterscheidung zwischen Ehren und Ehre nicht gelehrt hatte, und so kam es, daß ich in dem falschverstandenen Drang nach Ehren meine Ehre verlor!" — Er legte die Hand über die Augen und schwieg. Der alte Heim schüttelte das breite Haupt vor Unwillen über eine Regung von Mitleid, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

„Meine Stiefmutter," sprach Leuthold weiter, „war ein herrisches Mannweib, das meinen Vater, ihren zweiten Gatten, tyrannisirte und eben so unglücklich machte als Sohn und Stiefsohn. Den Erfolg ihrer Erziehung bei Hartwich haben Sie gesehen, und werden dadurch meine Aussage bestätigt finden: Er ist ein Trinker geworden, ein Sünder im Fleische — ich, eine minder sinnliche Natur, wurde ein Sünder im Geiste!"

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche," fuhr hier Heim auf. „Ich muß da gerade mit der Sprache heraus: Hätten Sie nichts weiter gethan, als dem armen Hilsborn seine Ideen gestohlen, wären Sie

blos nach geistigen Gütern lüstern gewesen, — dafür möchte es noch eine Entschuldigung geben, aber Sie strebten auch nach irdischem Besitz und zwar gerade nach dem Eigenthum des armen Kindes, das jetzt Ihrer Obhut übergeben werden soll! Sagen Sie selbst, kann man solch ein hülfloses Wesen einem Vormund anvertrauen, der sich nicht entblödet hat, die Hand nach dessen Hab' und Gut auszustrecken?"

Leuthold stand ruhig Heim gegenüber, keine Miene, keine Bewegung verrieth, was in ihm vorging. „Herr Geheimerath," sagte er mit Würde, „ich begreife, daß ein Fremder, der die Verhältnisse nicht kennt, die Sache so ansehen muß und daß Sie sich zu den mir zugefügten Beleidigungen berechtigt glauben. Ja denn — ich streckte die Hand nach Hartwichs Vermögen aus, weil mir zwei Drittheile davon gebühren. Wissen Sie, Herr Geheimerath, daß Hartwich, als ich in die Fabrik eintrat, dem Bankerotte nahe war? Wissen Sie, daß ich und nur ich es war, durch dessen Leitung das Unternehmen schuldenfrei wurde, daß meine Erfindungen Hartwich jene Summen einbrachten, welche ihn im Laufe von zehn Jahren zum reichen Manne machten? Sein war nichts als das Material, das er mir für meine Wirksamkeit

zur Verfügung ſtellte. Hatte ich nicht ein heiliges Anrecht an die Früchte dieſer meiner eigenen Wirkſamkeit?“

Der Geheimerath zuckte wieder die Achſeln und ſchwieg.

„Zeit iſt Geld!“ fuhr Leuthold fort, „und ich bekenne gern, daß ich nicht zu den Menſchen gehöre, die etwas umſonſt thun, ich beſitze kein Vermögen, muß von meiner Arbeit leben; ich habe nie etwas geſchenkt bekommen, warum ſoll ich etwas verſchenken? Wenn ich Hartwich meine Zeit opferte, ſo mußte er mich dafür bezahlen. Ich bin nicht unbeſcheiden, wenn ich rechne, daß ich jährlich mit meinen Fähigkeiten als Leiter einer andern großen Fabrik bei freier Station dreitauſend Thaler verdient hätte, während ich hier nicht einmal den Gehalt eines Werkführers bezog. Dreitauſend Thaler jährlich machen aber in zehn Jahren dreißigtauſend Thaler, ohne die Zinſen. Da haben Sie ſchon das eine Drittel des Vermögens beiſammen, das ich beanſpruchte.“

Heim nickte überraſcht mit dem Kopfe.

Leuthold fuhr ſichtlich erleichtert fort: „Nun das zweite Drittel: Wer Erfindungen macht, die binnen zehn Jahren neunzigtauſend Thaler Netto eintragen,

kann dieſelben heutzutage leicht für zwanzigtauſend Thaler verkaufen. Rechne ich nun dazu die Zinſen, die mir durch zehn Jahre verloren gingen, ſo macht es gerade wieder dreißigtauſend Thaler. Hätte mir mein Stiefbruder dieſe Summe baar ausbezahlt, ſo blieb ihm immer noch ein Reingewinn von dreißigtauſend Thalern, deſſen Beſitz ich ſeiner Tochter niemals ſtreitig machte, denn es war ja das ihr zugeſicherte Drittheil. Ich hätte meine Thätigkeit einem andern Unternehmen zuwenden können, fand es jedoch anſtändiger, meinem Bruder zu dienen, als einem Fremden; ich hätte mich gleich bezahlt machen können, aber ich kannte den Geiz meines Bruders und wußte, daß ohne die fürchterlichſten Auftritte, die vielleicht ſeinen Tod herbeigeführt hätten, kein Geld von ihm zu erlangen war. Ich hielt es deshalb wiederum für anſtändiger, da ich ſein baldiges Ende vorausſah, meine Forderungen ruhen und mir mein Guthaben teſtamentariſch „ſchenken“ zu laſſen. — Wie ſehr ich bei dieſer, — ich ſage kühn, nobeln Handlungsweiſe der Geprellte ward, wiſſen Sie und ich bitte Sie nur noch, mir den Groſchen herauszurechnen, den ich unrechtmäßig beanſprucht habe!“

Heim ging gebeugten Hauptes, die Hände auf

dem Rücken, neben Leuthold her, deſſen ſchlanke Geſtalt ihre alte Elaſticität wieder erlangt hatte und ſich leicht zwiſchen dem Geſtrüpp und Geranke der ſchlechten Wege hindurchwand.

„Ich weiß nicht, wie ein Juriſt die Sache anſehen würde," murmelte der alte Herr, „edel kann ich Ihre Handlungsweiſe zwar nicht finden, aber von Ihrem Standpunkte aus mag ſie gerechtfertigt ſein. Man weiß nur immer nicht, weſſen man ſich bei ſo ſpeculativen Leuten für die Zukunft zu gewärtigen hat!"

„Sehen Sie, Herr Geheimerath, das iſt das doppelte Verhängniß Aller, welchen das Schickſal nichts freiwillig bietet, die ihm jeden, auch den erlaubteſten Vortheil abringen oder abliſten müſſen; man hält ſie für gewinnſüchtig, weil man ſie fortwährend dem nachjagen ſieht, was Andern in den Schooß fällt. In dieſer Sache aber habe ich nicht einmal für mich gehandelt, ſondern für die Zukunft des Beſten, was ich beſitze. Herr Geheimerath, ich bin Vater!"

„Ei, das waren Sie aber damals noch nicht, als die Teſtamentsangelegenheit zwiſchen Ihnen und Hartwich abgekartet wurde," fuhr der Geheimerath heraus.

„In jener Zeit hatte ich Ausſicht, es zu werden, — denn meine Frau gebar wenige Monate

nachher einen todten Knaben. Das Gefühl, das mich jetzt beseelt und mich zwang, bis zu Hartwich's Tod an dem, was ich gewollt, festzuhalten, — das Gefühl war von dem Augenblicke an in mir erwacht, wo ich zum ersten Male hoffen durfte, einem theuren Wesen das Leben gegeben zu haben, und damit auch der Wunsch, ihm eine Zukunft zu bereiten. Ich glaube, Sie werden mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich die Zertrümmerung aller meiner Hoffnungen mit Anstand ertrug. Mein Weib verließ mich, weil sie meine trostlose Zukunft nicht mit mir theiten wollte, ich stehe allein mit meinem hülflosen Kinde; Sie haben keine Klage von mir gehört, prüfen Sie sich, und Ihr rechtschaffenes Herz wird Ihnen sagen, daß ich Ihr Mißtrauen nicht verdiene! Nun aber zu dem letzten und Hauptpunkte, meinem Verhältniß zu meiner Mündel. Fragen Sie hier im Orte, wen Sie wollen, ob ich nicht allezeit der Fürsprecher und Beschützer Ernestinens war? Jede Magd im Hause, die Kleine selbst wird Ihnen das bestätigen. In dieser Sache kann ich jedem Richter frei in die Augen sehen. Denn wissen Sie, Herr Geheimerath, dieses Kind ist außer meinem Töchterchen das Einzige auf Erden, woran mein Herz hängt. Es gibt eine Stelle in meinem

Innern, die, wie hart mich auch das Leben schlug, immer weich geblieben ist: es ist die Erinnerung an meine unglückliche Kindheit. Ich sehe in Ernestine meine eigene Jugend vor mir und es ist mir eine süße Genugthuung, ihr so manches zu geben, was ich in ihrem Alter schmerzlich entbehrte. Lassen Sie mir dies Kind, Herr Geheimerath! Ich bin ein armer, einsamer, um Alles betrogener Mann, — nehmen Sie mir nicht das Letzte, woran ich mit menschlichem Wohlwollen hänge, es wäre nicht gut gethan!" —

Heim blieb stehen und wollte sprechen, — besann sich anders und ging ein Paar Schritte, dann stand er wieder: „Der Fall ist psychologisch begründet, Sie können so empfinden. Sie können sich aber auch in solche Empfindungen hinein denken. Welche Garantie habe ich für die Wahrheit dessen, was Sie behaupten?"

„Es thut mir leid, sie Ihnen schuldig bleiben zu müssen, wenn meine ehrlichen Geständnisse sie Ihnen nicht bieten. Aber, Herr Geheimrath, verzeihen Sie die Frage, mit welchem Rechte Sie überhaupt eine Garantie von mir fordern?"

„Nun — ich dächte mit dem Rechte, das mir meine treue Sorge für das Kind giebt. Und wenn Sie noch nicht ganz verlernt haben, menschlich zu

fühlen, so werden Sie dies Recht auch ohne gerichtliche Urkunden ehren!"

„O gewiß, gewiß — ich ehre es und danke Ihnen für Ihre Theilnahme an der Kleinen. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich über die Zähigkeit Ihres Mißtrauens gegen mich in hohem Grade befremdet bin und daß ich es nun für eine Ehrensache halte, Sie durch die That eines Besseren zu belehren."

„Das heißt also, Sie überlassen mir das Kind?" fragte Heim rasch.

„Das heißt: ich werde jetzt seine Erziehung weniger als je aus den Händen geben, damit Sie sich durch den Erfolg derselben einst überzeugen, wie unrecht Sie mir gethan!"

Heim sah den lächelnden Sprecher mit einem durchdringenden Blick an: „Sie pochen darauf, daß ich gesetzlich nichts gegen Sie unternehmen kann. — Gut denn, ich kann nichts weiter thun! Ich lege das Schicksal dieses seltenen, mir so lieb gewordenen Wesens in die Hand einer gütigen Vorsehung, die über Ihnen wachen wird, mein Herr, wo Sie sich und Ihre Pläne auch dem Auge der irdischen Gerichtsbarkeit entziehen."

Während dieser Worte waren die Herrn wieder

bei Erneſtinen angelangt, die ſtill in ſich verſunken daſaß. Der Oheim legte ſeine Hand auf ihre weiße hohe Stirn und ſagte bei ſich ſelbſt: „Ich halte Dich!“

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend deſſelben Tages ſaß Leuthold vor ſeinem Schreibtiſche am offenen Fenſter. Der kühle Nachtwind ſpielte mit der Flamme in ſeiner grün verhängten Lampe. Aus dem Nebenzimmer tönte das leiſe Summen des Mädchens, welches Gretchen mit einem wehmüthigen Volksliede in den Schlaf ſang. Auf dem äußern Geſims von Leutholds Fenſter hatte ſich eine Grille feſtgeſetzt, die unaufhörlich zirpte, und auf das unbeſchriebene Papier, welches vor ihm lag, fiel dann und wann ein verſengter Nachtfalter nieder. Es war eine milde, friedliche Herbſtnacht, ſolch' eine Nacht, die das gelbe Laub verhüllt und in der die Seele träumen kann, es ſei noch Sommer. Und dennoch ſaß der einſame Mann bei ſeiner Lampe ſtarr vor ſich hinblickend, und hatte ſo wenig Sinn und Gefühl für die Natur, als wäre er ein aus ihrem Verband Ausgeſchiedener. — Oben in der Fenſterecke ſchwankte ein großes Spinngewebe, deſſen Herrin auf die kleinen Inſecten lauerte, die Leuthold's Licht zuflattern wollten. Noch feinere Gewebe aber ſpann in der Stille

der Nacht Leuthold's Kopf und, so zart und geistig sie auch waren, in ihrer Mitte saß die plumpe häßliche Spinne der Geldgier und lauerte wie ihre Nachbarin auf ihr Opfer. Ernestine sollte umsponnen werden, aber das mußte schlau angefangen werden, denn sie hatte Beschützer, die auf der Huth waren, kein Mensch durfte ahnen, daß sie ihren schlimmsten Feind zum Freunde habe! —

Das Testament war in den letzten Tagen eröffnet worden und zwei Punkte desselben hatten Leuthold Leben und Hoffnung wiedergegeben, denn sie boten ihm Haken, um seine Schlingen daran zu befestigen. Er war Ernestinens Vormund — und sollte sie beerben, wenn sie unverheirathet starb! Als endlich spät in der Nacht seine Lampe zu verlöschen drohte, da lag das ganze vielfach verschlungene Netz fertig in seinem Kopfe und er erhob sich mit der Genugthuung, mit der ein Dichter die Feder hinlegt, wenn ihm der Entwurf eines schwierigen Werkes gelungen ist. Ernestine war ihm nicht mehr, als dem Dichter eine der Gestalten, die sich, ihm selbst zum Trotze, unabweisbar aus dem Gange der Handlung entwickelt haben und die er als nothwendiges Uebel mit Sorgfalt, aber nicht mit Liebe ausarbeitet. So hatte er des Kindes Lebenslauf auf

das Fleißigste zurechtgelegt und wenn alle Berechnungen zutrafen, mußte die Gestalt, welche seiner dichterischen Phantasie vorschwebte, einen für ihn und sein Kind günstigen Schluß des Romans herbeiführen. — Die Lampe erlosch rauchend. Leuthold schlich auf den Zehen in sein Schlafgemach und entkleidete sich im Dunkeln. Er fröstelte, als habe ihn sein eigenes eiskaltes Herz erkältet. Neben seinem Bette stand Gretchens Wiege, die er auch nach dem Scheiden Bertha's nicht von sich ließ, und als er sich gelegt hatte, erwachte das Kind, richtete sich auf und griff mit seinen kleinen Händchen zärtlich nach dem Papa hinüber. Da zog der kalte Mann die Kleine zu sich empor und legte sie auf seine Brust; sie schlang die Aermchen um seinen Hals und schmiegte das Köpfchen an seine Wange. Er hörte bald an ihren ruhigen Athemzügen, daß sie wieder eingeschlummert war und allmälig begann sein Herz unter dem friedlich pochenden Kindesherzen zu erwarmen und neue Lebenswärme durchdrang seinen Körper unter der süßen Last. Er wagte kaum zu athmen, aus Furcht, die kleine Schläferin zu wecken — es war ein seliger Augenblick für ihn. Aus dem Athem des schlummernden Kindes strömte ein unnennbares beglückendes Etwas auf ihn

über. Hier hielt er das einzige Wesen, das ihn und das er liebte, das einzige Kind, das eigene Leben, Fleisch und Blut! — Da klopfte es plötzlich heftig an die verschlossene Thür des Nebenzimmers und zugleich erklang die gellende Stimme Riekens: „Herr Doctor, Herr Doctor, stehen Sie schnell auf und kommen Sie zu Erneſtinen!“

Leuthold fuhr empor und legte hastig das Kind in die Wiege zurück, jeder Nerv in ihm schien sich anzuspannen, sein Herz drohte zu zerspringen, seine Hände zitterten, während er sich mit dem Nöthigsten bekleidete. Dieser heftige Ruf konnte nur etwas Außerordentliches verkündigen, — sollte Erneſtine kränker — vielleicht gar sterbend sein? Sollte das Schicksal Hartwich's Ungerechtigkeit so schnell gut machen und seine Hoffnungen — jetzt schon —! O — es war ein Gedanke, der ihn schwindeln machte. — Athemlos, fast taumelnd erreichte er die Thür, wo Rieke seiner harrte und ihm die Treppe hinableuchtete.

„Was giebt es denn?“ fragte er.

„Ach, Herr Doctor, wir haben eine große Dummheit gemacht, ich und die Thereſe, wir saßen bei Erneſtinen und schwatzten zusammen und bemerkten nicht, daß das Kind nicht schlief,“ erzählte Rieke. „Da

ſprachen wir auch vom verſtorbenen Herrn und daß die Kuhmagd nicht mehr allein auf dem Speicher ſchlafen will, weil ſie behauptet, er ginge um. Auch von ſeinem Tode redeten wir, wie er nach ſeinem Kinde geſchrieen und noch zuletzt geſagt habe, er finde nicht Ruhe im Grabe, wenn Erneſtine ihm nicht verzeihe. Wir meinten, daß er ihr gewiß einmal erſcheinen werde, denn wenn Einer ſo was Quälendes mit in's Grab nehme, dann laſſe es ihm keinen Frieden, und er müſſe ſo lange geiſtweiſe gehen, bis er durch das Gewünſchte erlöſt werde. — Da fing Erneſtine plötzlich an zu weinen und wir ſahen nun zu unſerem Schrecken, daß ſie Alles gehört. Wir ſuchten ſie zu beruhigen, aber ſie regte ſich immer mehr auf und verlangte, wir ſollten ſie noch heute Nacht auf den Kirchhof bringen, ſie wolle zu ihres Vaters Grabe und ihm ſagen, daß ſie ihm vergeben habe. Kein Zureden half, ſie bleibt bei ihrem Willen und hat nun aus Eigenſinn und Jammer förmliche Krämpfe bekommen!"

Sie traten in Erneſtinens Zimmer, wo Thereſe, die zweite Magd bemüht war, das widerſtrebende, verzweifelte Kind im Bette zu erhalten. Leuthold ging leiſe zu ihr hin und legte ihr ſeine zarte, kühle Hand auf die heiße Stirn. Unter dieſer Berührung ward

sie plötzlich ruhig und ihre großen Augen richteten sich hülfesuchend auf den Oheim.

„Laßt uns allein," sagte er gebieterisch zu den beiden Mädchen, die murrend seinem Befehle folgten. Dann zündete er an der trüben Nachtlampe ein Licht an, daß es hell im Zimmer wurde, und setzte sich bei Ernestinens Lager nieder. „Mein Kind," begann er mit seinem melodischen Flüstern, „Du bist schon klug genug, um das zu verstehen, was ich Dir jetzt sagen werde, aber Du mußt mir versprechen, es keinem Menschen auf der Welt mitzutheilen, willst Du?"

„Ich verspreche Dir's, Onkel," schluchzte Ernestine, „wenn Du mir helfen willst, meinen armen Vater wissen zu lassen, daß ich ihm — ach, so von ganzem Herzen — verziehen habe und daß meine Wunde heil ist und gar nicht mehr weh thut, gar nicht mehr! — O Du armer, armer Vater, Deine Ernestine hat ja keinen Groll gegen Dich und kann Dir's doch nicht sagen!"

„Du bist ein gutes Kind, Ernestine, aber Du bist — eben noch ein Kind!" sprach Leuthold ruhig weiter, während jenes seltsame Lächeln wieder um seine Lippen spielte, das Ernestine diesen Morgen so tief verletzt hatte. — Sie schaute ihn befremdet an, — war es denn wieder etwas so Dummes, was sie gesagt?

„Du biſt ſchon zu klug, als daß ich Dich länger in den albernen Begriffen der Mägde verharren laſſen möchte, deshalb will ich Dir jetzt mittheilen, was jene nie erfahren dürfen, daß nämlich die Geſtorbenen in keinerlei Geſtalt fortleben.“

Erneſtine fuhr empor und ſtarrte den Oheim an: „Wie?“

„Ja, ja — wie ich Dir ſage: wer todt iſt, iſt todt, das heißt, er hat aufgehört zu ſein, er denkt nicht mehr, fühlt nicht mehr, Alles was übrig iſt von ihm, ſind die Knochen, die nur gut ſind, um Leim daraus zu machen oder Düngerpulver.“

Erneſtine lauſchte athemlos ſeinen Worten: „Aber Onkel, ſo gäbe es keine Geiſter?“

„Es giebt keine Geiſter.“

„Dann kämen wir auch nicht in den Himmel?“

„Ei bewahre — das ſind Vorſpiegelungen, mit denen man das dumme Volk zwingen will, brav zu ſein. Die gemeinen Leute müſſen an Lohn und Strafe nach dem Tode glauben, um ohne Murren alle die Entbehrungen und Schmerzen zu erdulden, die ihnen das Schickſal auferlegt. Sie würden aufſäßig gegen jede Obrigkeit und arteten nach allen Seiten aus, wenn ſie ihr ſchweres Loos tragen müßten ohne die

Aussicht auf eine Vergeltung nach dem Tode. Deshalb hat jene Gesellschaft kluger Menschenkenner, welche man die christliche Kirche nennt, die schönen Legenden erfunden, die Du unter dem Namen „Bibel" kennst. — Der Aberglaube hat sich aus der menschlichen Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, aus der Unkenntniß der Naturgesetze herausentwickelt und die Kirchen aller Zonen und Zeiten haben sich seiner bemächtigt und ein religiöses Gängelband daraus gewoben, an dem sie die Völker leiteten. Der Gebildete aber, der sich in den reinen Aether des Gedankens emporgeschwungen hat, ist frei von jener Fessel. Die Wissenschaft führt ihn mit liebender Hand auf die Höhen der Erkenntniß, zeigt ihm den natürlichen Zusammenhang aller Dinge und giebt ihm an Stelle der Stütze, die sie ihm nimmt, die Kraft, allein zu stehen."

Ernestine war leichenblaß, ihre Lippen bewegten sich, aber sie brachte kein Wort heraus, ihre Hände hatten sich krampfhaft verschlungen, sie fühlte sich unter der Wucht des Niegeahnten, Unerhörten innerlich zusammengebrochen. Sie wollte nicht hören, was der Vormund sprach, und dennoch sog sie jedes Wort gierig ein, sie wollte ihm nicht glauben und dennoch konnte sie schon nicht mehr glauben, was der Geist-

liche ſie gelehrt. Sie ſchämte ſich, dümmer zu ſein, als er es von ihr erwartete und ſein Gift ätzte ſich mit Gedankenſchnelle in ihre Seele ein.

„Aber Onkel, was ſo viele Menſchen glauben, kann das Irrthum ſein? Erwachſene und Kinder, Könige und Kaiſer, arme und reiche Leute gehen ja in die Kirche, giebt es denn außer Dir noch Jemanden, der es nicht thut?“

Leuthold lachte lauter als gewöhnlich auf. „Dieſe Beweisgründe, liebes Kind, kann ich Dir leicht widerlegen. Erſtens giebt es außer mir Millionen von Menſchen, die ſich zu keiner Confeſſion bekennen. Zweitens iſt die Anzahl derer, die einen Glauben theilen, keineswegs maßgebend für die Wahrhaftigkeit ſeiner Grundlagen, ſondern nur für die Unwiſſenheit und Beſchränktheit ſeiner Bekenner. Millionen von Menſchen haben Vielgötterei getrieben und jeden für einen Verbrecher gehalten, der etwas Anderes glaubte. Jede Religion hat die andere als einen Irrwahn verdammt, — welche hatte Recht? — So lange die Völker ſich die erhabenen und wunderbaren Naturerſcheinungen nicht in ihrem Zuſammenhang, ihren Urſachen und Wirkungen erklären konnten, gaben ſie ihnen überirdiſche Deutungen und hielten ſie für Offenbarungen

von Gottheiten. Donner und Blitz, Licht und Luft hatten bei den Alten wie noch jetzt bei den Wilden ihre besondern Oberherren; jede Naturkraft gewann für sie eine menschlich-göttliche Wesenheit und so war Erde und Himmel bevölkert mit guten und bösen Göttern, je nachdem die Wirkungen der Elemente für die Menschen nützlich oder nachtheilig waren. Der Glaube schreitet mit der Wissenschaft fort: oder besser, er wird von ihr mehr und mehr zurückgedrängt, verdünnt, vergeistigt. Die üppigen Göttergestalten der Griechen und Römer verloren mit der wachsenden Erkenntniß der Naturgesetze an Körper, um allmälig zu verschwinden und an ihre Stelle die Elemente als solche und eine Centralgewalt treten zu lassen, welche deren Thätigkeit nach bestimmten und weisen Planen regelt. Dies ist ein Fortschritt, allein — es muß noch besser kommen. Noch zerfällt unser einheitlicher Gott in eine Dreiheit, Vater, Sohn und heiliger Geist, noch haben wir Engel, Teufel, Heilige, — kurz eine ganze über- und unterirdische Gesellschaft, die uns nur in anständigerem Kostüm aus dem Heidenthum herüber begleitete und allerlei Wunder thun soll. Je mehr indessen der natürliche Zusammenhang der Dinge vor unserem forschenden Auge Gestalt gewinnt, desto mehr

verflüchtigen sich die Gebilde unseres Glaubens, wie wenn bei dem ersten Sonnenstrahl der Schatten, den wir in der Dunkelheit oft für den Gegenstand selbst hielten, verbleicht und dieser in seiner fraglosen Form zu Tage tritt. Die verschiedenen Götter aller Völker und Zeiten waren nur Schatten, welche die Erscheinungsformen der Naturkräfte warfen; sowie das Licht der Wissenschaft auf dieselben fiel, verschwanden sie. So wurde die religiöse Phantasie immer mehr von der rauhen Erde mit ihrer starren Gesetzlichkeit hinweg auf ein abstrakteres Gebiet getrieben, allein selbst dort ist sie nicht mehr sicher, denn der wissenschaftliche Gedanke, der von Stufe zu Stufe aufwärts klimmt und dessen Stärke mit der wachsenden Uebung zunimmt, begann ihr längst auch dahin zu folgen — und sie muß sich zu bedeutenderen Zugeständnissen herbeilassen, wenn sie nicht aus ihrem letzten Zufluchtsort, aus ihrem selbstgeschaffenen Himmel vertrieben werden soll!"

Leuthold hielt inne. Ernestinens unsicher schweifender Blick erinnerte ihn daran, daß die Gewohnheit einer gelehrten Ausdrucksweise ihn für das Verständniß eines Kindes zu weit geführt. Dennoch that es ihm wohl, sich selbst einmal wieder so sprechen gehört zu haben und seine grauen Augen glänzten seltsam,

als er die Wirkung seiner halbverstandenen Rede auf Ernestinen beobachtete.

„So hat der Herr Pfarrer gelogen?“ fragte diese endlich bewegt.

„Er log nicht, er ist nur ein sehr beschränkter Mann und weiß es selbst nicht besser. Er gehört nicht zu den Betrügern, sondern zu den Betrogenen.“

„Aber er ist ja doch der Klügste im Dorfe,“ schaltete Ernestine wieder ein.

„Im Dorfe, ja! — Aber hältst Du ihn auch für klüger als Deinen Onkel?“

„Nein, gewiß nicht!“ flüsterte sie kaum hörbar; es erschien ihr fast wie eine Sünde, daß ein gewöhnlicher Mensch mehr Verstand haben sollte, als der Geistliche.

„Nun sieh, ich will Dir sogar sagen, daß er nicht einmal so viel Verstand hat wie Du!“

„Onkel!“ rief Ernestine erschrocken.

„Glaube mir, mein Kind, Du bist noch jung — aber wenn Du einmal so alt bist wie der Pfarrer, wirst Du mehr wissen und auf einem anderen Standpunkte stehen, als er!“

„Wirklich, Onkel?“ fragte Ernestine hochaufhorchend, — denn diese erste Schmeichelei verfehlte

ihre Wirkung nicht. „Glaubst Du, daß ich je so geſcheidt werde, wie ein Mann?“

„Ei ganz gewiß! Aus Dir wird, wenn mich nicht Alles täuſcht, einmal etwas Großes!“

Erneſtine ſaß aufgerichtet in ihrem Bette und ſah den Oheim mit leuchtenden Augen an. Ihr bleiches Geſicht röthete ſich, ihr Athem ging ſchneller. Der Ehrgeiz ſchlug plötzlich in der jungen, leicht entzündlichen Seele zur hellen Lohe auf, — der Brennſtoff war ſeit jener erſten Begegnung mit den Menſchen, die ſie ſo verächtlich behandelt hatten, ſchon angeſammelt geweſen, nun fiel der Funke hinein und entfachte jenen langſam ſchleichenden Brand, der allmälig alle Hülfsquellen des Gemüthes auffaugt, wenn nicht ein großes Unglück das Herz mit Thränenfluthen überſchwemmt, und ihn darin auf einmal auslöſcht.

Leuthold betrachtete das durchgeiſtigte und begeiſterte Antlitz des Kindes nicht ohne heimliche Bewunderung und Freude. So — gerade ſo wollte er ſie haben! Er bog ſich zu ihr hin und reichte ihr die Hand, die ſie mit Ungeſtüm ergriff.

„Onkel,“ ſprach ſie mit kindlicher Emphaſe, — „willſt Du mir helfen, daß ich ſo klug werde und ſo viel lerne wie ein Mann, und mich die Wiſſenſchaften

lehren, von denen Du vorhin ſagteſt, daß ſie den Menſchen frei und ſtark machen?“

„Ja!“ — rief Leuthold — „das will ich!“

„Verſprich es mir, lieber Onkel!“

„Ich gelobe Dir mit Wort und Handſchlag, daß ich Dich lehren will, was noch kein Weib gewußt, und daß ich Dich leiten will, bis Du Dein ganzes Geſchlecht überflügelt haſt. Aber Du mußt fleißig ſein und keinen Wunſch mehr haben, als zu lernen!“

„Ach, das will ich, beſter Oheim. Warum ſollte ich denn nicht? Was hätte ich Beſſeres zu thun? Mit andern Kindern mag ich nicht mehr ſpielen, — ſie lachen mich nur aus. Ich paſſe nicht zu ihnen, ich bin zu häßlich und zu ernſthaft für ſie. Ganz allein will ich bleiben, allein mit Dir will ich lernen. Dann ſollen ſie ſich einſt vor mir ſchämen, wenn ich viel mehr weiß, als ſie. Ach das wäre ſchön!“

„Nun höre, mein Kind, ich hoffe aber, daß Du Dein Verſprechen hältſt und Niemanden etwas mittheilſt von dem, was ich Dir heute geſagt.“

„Niemanden, auch Herrn Heim nicht?“

„Um Alles in der Welt nicht. Sowie ich ſehe, daß Du nicht ſchweigen kannſt, werde ich Dich nichts

lehren und Du magſt ſo dumm bleiben wie die Andern, die Dich verſpotteten.“

„Nein Onkel — ich will ja gewiß nichts ausplaudern, gewiß nicht!“ rief Erneſtine erſchrocken. „Aber ſage mir nur noch das Eine: giebt es denn auch wirklich keine Engel?“

„Engel!“ lächelte der Oheim — „wozu habe ich die ganze Zeit geſprochen, wenn Du mich das noch im Ernſte fragen kannſt?“

„So habe ich keinen Schutzengel?!“ ſagte das Kind und eine Thräne trat ihm in das Auge: „ich habe meinen Schutzengel ſo lieb gehabt!“

„Mein Kind,“ erwiderte Leuthold, „Dein Schutzengel biſt Du ſelbſt. Deine große ſtarke Seele wird Dich jede Gefahr beſtehen laſſen, beſſer als ſolch ein geflügelter dummer Junge es könnte.“

Erneſtine ſchwieg. Sie ſelbſt ſollte ſich beſchützen aus eigener Kraft, aber ſie fühlte ſich ſo ſchwach und ſo zerknirſcht — wie ſollte ſie beſtehen, ohne eine höhere Macht zur Stütze zu haben? Keinen Engel, keinen Vater, keine Mutter, nicht einmal ihre Geiſter mehr! Sie kam ſich vor, als ſtünde ſie plötzlich allein ohne Halt, ohne Geländer auf einer ſchroffen Felsſpitze und unter ihr gähne der Abgrund. Der Augen-

blick mußte kommen, wo ſie der Schwindel hinabriß! Da bot ſich ihrer Seele der letzte Halt in der höchſten Angſt: Gott! Er war ja Alles in Allem, Vater und Schutzgeiſt! Er war die Liebe — er verließ ſie nicht. Mochte Alles in den Staub ſinken, woran ſie geglaubt, er blieb ihr, an ihn wollte ſie ſich klammern mit verdoppelter Innigkeit. Sie ſchaute den Oheim an, ſollte ſie ausſprechen, was ſie dachte? Nein! Vor Leuthold wollte ſie den heiligen Namen nicht mehr nennen, ſie wollte nicht noch einmal das Lächeln von heute Morgen ſehen — ſie ſcheute ſich davor, ohne ſelbſt zu wiſſen warum?

Da öffnete der Oheim die Lippen, es war der letzte Tropfen Gift, der noch in ihre Seele geträufelt werden ſollte. „Wir ſind Alles, was der moderne Glaube ſich außer uns vorſtellt in höchſteigener Perſon," begann er: „Engel, Teufel, Gott" — Erneſtine zuckte zuſammen — „ſie ſind nur Sinnbilder unſerer guten und ſchlechten Eigenſchaften. Es iſt eine grenzenloſe Selbſtüberſchätzung des Menſchen, daß er das Bischen Vernunft, welches ihn vor dem Thiere auszeichnet, für etwas hält, das die Natur gar nicht hervorzubringen vermöge, etwas Ueberirdiſches, Unſterbliches — Göttliches, und ſich einbildet, es müſſe eine

beſondere oberſte Perſönlichkeit irgendwo über dem Weltall thronen, die mit uns in directem Zuſammenhang ſtehe und weiter nichts zu thun habe, als ſich um unſere wichtigen perſönlichen Angelegenheiten zu bekümmern! — Dieſer unſer Gottesglaube mit all ſeiner ſcheinbaren Demuth und Liebedienerei iſt die üppigſte Blüthe, die Hochmuth und Eitelkeit des Menſchengeſchlechts getrieben haben und alle Gottesanbetung, mein Kind, iſt im Grunde nur eine Selbſtanbetung. Die wahre Demuth iſt es, zu erkennen, daß wir keine Ausflüſſe eines „göttlichen Urgeiſtes," wie es die Theologen nennen, ſondern lediglich das Meiſterwerk der weiſe ſchaffenden Natur ſind und daß wir für uns nichts Beſſeres beanſpruchen können, als das Schickſal all der Millionen Weſen, die im Bau des Ganzen ihre Schuldigkeit thun!" —

Erneſtine war in die Kiſſen zurückgeſunken, ſie fühlte ſich vernichtet: nun ſollte ſie auch keinen Gott mehr haben! — —

Der Oheim ſtand auf, denn von der Dorfkirche dröhnte dumpf und traurig der Schlag Zwei herüber. Es entging ihm nicht, welch furchtbaren Eindruck ſeine Worte auf Erneſtine gemacht hatten. Er ergriff ihre Hand, ſie entzog ſie ihm. Er lächelte: „Nicht wahr,

es thut Dir weh, Dich von Allem loszusagen, was Dein Kinderglaube so treu umfaßt hielt? Ich verstehe das. Aber Ernestine, Du bist zu bedeutend, als daß Dir der fromme Wahn auf die Dauer genügen könnte. Sei versichert, früher oder später hättest Du ihn doch abgestreift, wie die entwickelte Blume die Knospenhülle. Du warst krank und Deine Körperschwäche hält auch Deine Seele darnieder, wenn Du aber wieder genesen und erstarkt bist, dann wirst Du ihn erst freudig empfinden den Stolz, ein Wesen mit freier Selbstbestimmung zu sein, — nicht abhängig von dem Willen und der oft sehr zweifelhaften Gerechtigkeit des phantastischen Herrn Zebaoth. In Dich selbst, mein Kind, versenke Dich, Du trägst Dein Schicksal in Dir. Glaube an Dich, in Deinem Selbstvertrauen müssen Deine Hoffnungen wurzeln! — Ich lasse Dich jetzt ruhen und bin überzeugt, morgen — finde ich eine kleine Philosophin.“ —

Der Oheim hatte längst das Zimmer verlassen und Ricke war leise, in der Meinung, Ernestine schlafe, im Nebengemach zu Bette gegangen, — aber Ernestine schlief immer noch nicht. Regungslos lag sie da, als seien ihr alle Glieder zerbrochen! Erst als Ricke draußen das Licht löschte und nun kein Strahl

mehr durch die geöffnete Thür hereinfiel, richtete ſich das Kind auf und holte tief Athem in ſeiner Herzensangſt. Es breitete die Arme in der Dunkelheit aus, als wollte es die entſchwindenden Geſtalten ſeines Glaubens zurückhalten — aber ſeine Arme blieben leer — es hatte die weſenloſe Luft umſchlungen. Ein ärmeres Geſchöpf konnte es in dieſem Augenblick auf Erden nicht geben. Was hat eine Waiſe, die Vater und Mutter entbehrt, wenn ſie auch noch ihren Schutzgeiſt und ihren Gott verliert? Sie iſt ein aus dem Neſte gefallener Vogel, dem Bosheit die Flügel ausriß und ihn lebendig liegen ließ. — Die ahnungsvolle, in Leiden frühgereifte Seele des Kindes fühlte die ganze Größe dieſes Elendes und es vergrub das Geſicht in die Kiſſen, damit Rieke das krampfhafte Schluchzen nicht höre, in dem ſich ſein tiefes Weh Luft machte. Die Thräne, die es ſeinem Gott nachweinte, war das Einzige, was ihm der Oheim gelaſſen, — war das einzige Gebet, deſſen es in dieſem Augenblicke fähig war, denn wie gerne es beten wollte — es fand kein Wort. „Er hört Dich ja doch nicht, er iſt ja nicht!“ rief es in ihm und dann brachen auf's Neue die heißen Tropfen hervor und es weinte wieder im bitterſten Abſchieds-

ſchmerz. Aber je länger es weinte, deſto weicher wurde ihm zu Sinne und wie der Gekreuzigte, nachdem er beerdigt war, unſichtbar unter den Jüngern weilte, ſo ſtand der Gott, den es im Geiſte begraben, heimlich in ſeinem Herzen wieder auf: es hörte ihn nicht, ſah ihn nicht, — aber es fühlte ſeine Nähe und fühlte ſich durch ſie geſtärkt, daß es wieder beten konnte. Und nun warf es ſich mit voller Inbrunſt im Bette auf ſeine Kniee, faltete die Hände und flehte: „Lieber Gott, laß mir den Glauben an Dich, — wenn Du biſt und mich hörſt —“ ja, da war es ſchon wieder, das furchtbare — „wenn“. — Die Kleine mußte innehalten und darüber nachdenken — ſie mußte! Aber bis ſie das gethan, war Gebet und Andacht dahin — und der Gott entſchwunden!

So rang ſie in Fiebergluth zwiſchen Zweifel und Glauben und ihre Seele ſchmachtete nach Liebe, wie ihr heißer Gaumen nach Waſſer; — wo war die Hand, die milde, treue Hand, die ihr den Trunk reichte und aus der ſie im Kuſſe die Labung für die liebedürſtende Seele ſaugen konnte? O — ſolch' eine Hand, wie nur eine Mutter ſie hat! Erneſtine ſtarrte durch die Finſterniß empor, ihr Athem ging raſch und

ihr Herz ſchlug hörbar, aus den weit geöffneten brennenden Augen floß keine wohlthätige Thräne mehr. „O Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ war der letzte Wehſchrei ihres gefolterten Herzens, dann verſank ſie in fieberhaften Schlummer.

Siebentes Capitel.

Abſchied.

Die Herbſtſtürme hatten alles Laub von den Bäumen geſchüttelt, nur drüben über den weiten, grauen Feldern, welche Hartwich's Beſitzthum umgaben, rauſchten die grünen Tannen des Waldſaumes. Ueber die kahle, troſtloſe Ebene ſchwebte eine kleine einſame Geſtalt dem Walde zu, geiſterhaft bleich und traurig, wie Heine's letzte Elſe. Erneſtine war ſo weit geneſen, um wieder ihrer alten Gewohnheit nach mit dem Sturmwind um die Wette zu rennen, ſie breitete die Arme aus und konnte noch immer nicht von dem Gedanken los, es würden einmal Flügel daraus, die ſie forttrügen, hoch, hoch hinauf. Sie wußte wohl, es konnte nicht ſein, aber der Gedanke war doch ſo ſchön! Von der Erde weg, hinauf wollte ſie — auf der Erde war es ſo trübe, ſie war ein

Fremdling da, und ſie fühlte es, ihre Heimath müſſe wo anders ſein — Im Himmel? Himmel gab es ja keinen — aber doch in der Luft — wenigſtens in der Luft. Und ſie lief — ſie ſtürmte dahin und es hob ihr das Herz, als es ihr um die Ohren ſauſte und ihre Locken und Kleider im Winde flatterten.

Sehnſucht, unendliche Sehnſucht, ſie wußte nicht, wonach, trieb ſie hinaus — ſie wußte nicht, wohin. — Sie hatte nichts mehr, wonach ſie ſich ſehnte, und dennoch that ſie es, ſo innig, ſo zum Sterben. Sie hätte ſich jetzt in Schaum auflöſen mögen, wie die Seejungfrau, daß die Töchter der Luft ſie fortgetragen hätten in das Unendliche! Und ſie ſtand ſtill und ſchaute empor in das graue Gewölk und athmete tief — ach da droben war ja nichts mehr, worauf ſie hoffte — und in der eigenen Bruſt hatte ſie noch nicht ſuchen gelernt. Leer war es um ſie her und leer über ihr — und dennoch zog es ihr volles Herz in das Leere!

Sie hatte endlich das Gehölz erreicht und ſtand unter den dunkeln Tannen, die der Sturm mit furchtbarer Gewalt zerzauſte. Zum letzten Mal betrat ſie heute den alten heimathlichen Wald, denn morgen ſollte ſie mit dem Onkel nach dem Süden reiſen, ſie

ſollte dem nordiſchen Winter entfliehen. Es that ihr leid, denn ſie hing an der Heimath, wie wenig ihr dieſe auch gab — ſie mußte doch an etwas hängen! Sie hatte ſich ſo auf Schnee und Eis gefreut — die leuchtende Geſtalt der Schneekönigin aus dem Märchenbuche, Anderſen's nordiſche Poeſie hatte ihr den Winter verſchönt und verklärt. War es ihr doch ergangen, wie dem kleinen Kay, blühten ihr doch, wie ihm, keine Freuden mehr und quälte ſie ſich im Geiſte, wie er, mit dem Worte Ewigkeit ab. — Sie konnte nicht anders, ſo wie es ihr um's Herz war, mußte ſie den Winter lieben und die Einſamkeit auf ihrem abgelegenen Gehöft. — Sie ging unerſchrocken durch das rauſchende Dickicht weiter, tiefer und tiefer in den Wald hinein, bis ſie, ohne zu wiſſen wie, auf der andern Seite heraustrat und unter der Eiche ſtand, wo ſie Johannes zuerſt erblickt hatte. Da hing noch ganz verdorrt jener Zweig, der unter ihr gebrochen war, als ſie vor ihm fliehen wollte, dort war jener Raſenfleck, wo er ihr das Buch geſchenkt, das wunderbare Buch, das ihr ganzes Denken mit lieblichen Bildern durchwob; und doch erſchien das, was ſie mit Johannes erlebt, noch viel märchenhafter als alle Märchen und ſie verſank in tiefes Sinnen, bis

ein furchtbarer Windſtoß in die Krone des majeſtätiſchen Baumes fuhr, als wolle er ſie niederſchmettern und den ganzen Wald damit zertrümmern. Praſſelnd ſtürzte der geknickte Aſt herab, der nur noch an einer dürren Faſer gehangen hatte und wehklagend rauſchte es durch die entlaubten Wipfel in der Tiefe des Gehölzes nach. Erneſtine blickte bebend empor. Die Zweige ächzten und knarrten und die aufgeſcheuchten Raben flogen kreiſchend darüber hin. Abermals ſtrich es heulend über die Ebene her, langſam, aber mächtig anſchwellend dem Walde zu und wieder war es die freiſtehende Eiche, an die es zuerſt anprallte, daß ſie bis in's Mark erzitterte. Nur einen Augenblick aber währte Erneſtinen's Schreck, — ſie war ja die nordiſchen Oktoberſtürme gewöhnt und es überkam ſie eine Freude an der wilden entfeſſelten Naturkraft, als ob es ihre eigene Hand ſei, die die Bäume rüttle und Aeſte zerſplittere. Eine Titanenluſt in der Bruſt eines Geſchöpfes wie aus Mondſchein und Lilienfaſern gewoben! — Es war ein gottverwandter Geiſt, der in ſo zartem Leib ſo mächtige Gefühle erzeugen konnte. Dieſer Geiſt jauchzte dem ebenbürtigen Elemente den Brudergruß zu und vergaß freudetrunken der ſchwachen Hülle, in die er gebannt war. Wilde Lie-

der in den Sturm hinaussingend, schwang sich die Kleine mit der gewohnten Geschicklichkeit auf den Baum, der ihr so lieb geworden, höher und höher, und wiegte sich frohlockend in den hin und her gepeitschten Zweigen. Da saß sie endlich in der höchsten Spitze und schaute weithin über Wald und Ebene, und je stärker es brauste und rüttelte, je heftiger der Wipfel mit ihr schwankte, desto lieber war es ihr, — es war ja halb und halb geflogen — sie schwebte hoch über der Erde und doch so geborgen. Sie küßte den Ast, an dem sie sich hielt, sie mußte doch etwas küssen, und als sie unter sich bald hier, bald dort die jungen Stämme brechen sah — und der Orkan ihr den Athem fast raubte, — da schaute sie begeisterten Blickes empor und sagte unwillkürlich: „Das ist der Athem Gottes.“ Plötzlich raschelte etwas wie der Tritt eines Menschen und durch das Tosen des Sturmes drang ein Ruf. Sie mußte an den fremden, schönen Jüngling denken, — wenn er es gar wäre, sie wieder vom Baume zu holen? Es befiel sie ein unerklärliches, freudiges Bangen, wenn er es wieder wäre und seine Arme nach ihr ausstreckte? — Aber er war es nicht, es legte sich kalt über ihr Herz und dunkel über die ganze Natur — es war der Oheim!

„Erneſtine!“ rief er hinauf, „unbeſonnenes Kind, in welche Angſt ſtürzeſt Du mich! In ſolchem Wetter in den Wald zu laufen und auf Bäume zu klettern — Du kannſt Dir ja den Tod holen. Komm' herab, ich bitte Dich.“

„Oheim, laß mich hier — hier iſt mir ſo wohl!“ bat die Kleine.

„Ich muß Dich ernſtlich erſuchen, mit mir zu gehen. Was ſollten die Leute denken, wenn ich Dich in dieſem Sturme draußen ließe? Sei ſo freundlich und folge mir.“

Erneſtine blickte ſtumm noch einmal über den geliebten Wald hin und kletterte mit trübem Antlitz abwärts. Als ſie an die Stelle kam, wo der Aſt gebrochen war und Johannes ſie geholt hatte, riß ſie ein paar welke Blätter ab, ſteckte ſie zu ſich und glitt leicht, wie ein Schatten, am Stamme nieder. Sie blickte den Oheim an. Verſchwunden war aller Zauber, alle Freude, ſie war wieder auf der Erde und des Oheims kaltes lauerndes Auge ruhte ſo ernüchternd auf ihr. — Sie ſchaute zu Boden, ſie ſchämte ſich faſt; wenn er wüßte, daß ſie noch ſoeben an Gott gedacht, wie würde er ſie verhöhnen. Und warum

konnte ſie dort oben wieder an ihn glauben und hier unten in des Oheims Nähe nicht?

Sie ging ſchweigend neben Leuthold her, ſie ſchaute nicht rechts noch links, gleichgültig ließ ſie es geſchehen, daß ihr der Sturm die Kleider faſt vom Leibe riß. Sie wollte nicht mehr fliegen, ſie hatte keine Sehnſucht mehr, — wenn der Oheim bei ihr war, ſchämte ſie ſich jeden Gefühls. Als ſie bei der Stelle ankamen, wo der Weg nach Hartwich's Gut ſich von dem trennt, der nach dem Dorfe zu führt, bat ſie Leuthold, ſie noch im Pfarrhaus Abſchied nehmen zu laſſen. Er geſtattete es ihr nach kurzem Beſinnen und ging allein weiter. Erneſtine eilte nun die gewohnte Straße zu dem alten Prediger hinab, die Bauernkinder ſchrieen ihr nach: „Halloh — Hartwich's Tine, die ſtolze Tine mit dem Käſegeſicht!“ — Sie achtete nicht darauf, über die Spöttereien dieſer Geſchöpfe fühlte ſie ſich erhaben. Mit pochendem Herzen erreichte ſie den Pfarrhof, doch plötzlich blieb ſie ſtehen. Was wollte ſie eigentlich hier? Dem Herrn Pfarrer und ſeiner Frau Lebewohl ſagen! Wenn ſie nun aber der gute fromme Greis etwa wie immer ermahnte, recht gottesfürchtig zu ſein? Oder wenn er ſie gar fragte, ob ſie noch an Gott glaube? Was ſollte, was

konnte ſie ihm dann antworten? Durfte ſie, die Abgefallene, Zweifelnde, den Diener Gottes aufſuchen ohne ſich einem peinlichen Gericht auszuſetzen — oder zu lügen? Da ſtand ſie nun wie eine Büßende vor der Thür, die ſich ihr ſo oft gaſtlich aufgethan und wagte nicht, einzutreten. Zweimal hatte ſie die Glocke in der Hand und ließ ſie immer wieder los, ohne daran zu ziehen. Sie wußte, daß es dem alten Herrn leid thun würde, wenn ſie ohne Abſchied fortginge, aber ſie wußte auch, daß es ihn noch tiefer ſchmerzen würde, wenn ſie ihm verriethe, wie es in ihr ausſah. Vielleicht verachtete er ſie dann gar, das konnte ſie nicht ertragen und wie ſie ſich vor dem Onkel ihres immer wiederkehrenden Glaubens ſchämte, ſo ſchämte ſie ſich jetzt vor dem Prieſter ihrer immer wiederkehrenden Zweifel. Wie oft hatte er ihr geſagt — es ſei eine Sünde, zu grübeln — und ſie hatte dieſe Sünde begangen, ſie beging ſie noch in dieſem Augenblicke. Nein — ſie konnte mit ſolch böſem Gewiſſen weder ſeinen Blick aushalten, noch die weichen, ſtets gefalteten Hände der Frau Pfarrerin küſſen, — und ſie ſchlich fort hinter dem Hauſe vorbei, damit ſie Niemand bemerke und trat in den Friedhof ein, wo es einſam und ſtill war und ſie ihr ſchuldbeladenes kleines Herz

an den Gräbern ihrer Eltern bergen konnte. Sie kniete bei den Kreuzen nieder und rang nach Thränen, die ſie erleichtern ſollten; — aber kein Segen ſtieg für ſie aus den Grüften auf, die der Geiſt der Eltern nicht umwallte, die —, wie Onkel Leuthold ſagte — nur Knochen bargen. Und dennoch ſehnte ſie ſich ſo ſehr, Buße zu thun. „Wenn ich nur jetzt noch ſchnell glauben könnte, wenn ich den lieben Gott recht inbrünſtig um Verzeihung bäte, dann könnte ich auch noch zum Herrn Pfarrer," dachte ſie. Rathlos blickte ſie um ſich; da ſtand ja die Kirche und die Thür war offen. Da hinein in das Haus Gottes wollte ſie — vielleicht fand ſie an der heiligen Stätte wieder, was ſie verloren. In tiefer Zerknirſchung trat das Kind ein, es warf ſich vor dem Altar auf die Kniee und ſchloß die Augen. „Jetzt — jetzt wirſt Du beten können!" dachte es, aber wie in jener furchtbaren Nacht, wo ihm Frieden und Religion geraubt ward — die Andacht nahte ſich ihm, wie ein ſcheuer Vogel und wenn es ſie bannen wollte, entſchlüpfte ſie ihm. Da lag die kleine ſchuldlos Büßende, die Seele voll Frömmigkeit und konnte nicht beten, das Herz voll Thränen und konnte nicht weinen. Verzweifelnd ſprang ſie auf — auch hier war Gott nicht. Im Sturm

hatte ſie ihn zu fühlen gemeint, den Sturm für ſeinen Athem gehalten, aber der Onkel hatte ihr ja auf dem Heimweg bewieſen, jener ſei nichts als eine Luftſtrömung, veranlaßt durch die wechſelnde Erwärmung der Erdoberfläche oder ſtarke Regengüſſe, und ſie hatte wieder geſehen, wie ſehr ſie ſich geirrt, wie viel mehr der Oheim wiſſe, als der Pfarrer, und hatte ihm vertraut. Wenn ſie aber dem Oheim glaubte, konnte ſie nicht an Gott glauben — ſie konnte nichts dafür und doch laſtete dieſer Abfall auf ihr als das erſte Verbrechen ihres Lebens. Ihre treue Seele glich dem Eiſen, das noch lange fortglüht, auch wenn das Feuer, das es erhitzte, ausgebrannt iſt: ihr Glaube war erloſchen, aber die Wirkung des Glaubens dauerte fort und wurde in ihr zum Strafgericht. — Es begann zu dunkeln und noch immer ſtand ſie da mit geſenktem Haupte und niedergeſchlagenen Augen; der Chriſtus, der ſich für ſeinen „Wahn", wie es der Oheim nannte, an's Kreuz ſchlagen ließ, ſah ſie ſo vorwurfsvoll an — ſie wagte nicht, zu ihm aufzublicken. Er hatte für das geblutet, was ſie verleugnete — es war ihr, als müſſe er die Hand mit dem Nagel vom Holze reißen und drohend gegen ſie aufheben; — ein unerklärlicher

Schauder überrieſelte ſie, ſie ſtürzte wieder auf die Kniee.

„Vergieb, vergieb!“ rief ſie und nun plötzlich löſte ein Strom von Thränen das Band, das ihr Herz zuſammenſchnürte.

Da faßte ſie etwas an der Schulter und zog ſie in die Höhe — war es der Oheim oder der Teufel, der ſie angrinſte?

„Alſo hier finde ich Dich!“ ſpottete er, „im Dunkeln — weinend und knieend? Ei, ei, ich ſuchte meine kleine ſtolze Philoſophin und finde ein wimmerndes Kind, das zu einer Holzpuppe betet! Kannſt Du mir nicht ſagen, wo Erneſtine Hartwich iſt?“

„Onkel,“ rief Erneſtine mit ſchmerzlichem Trotz, „warum verfolgſt Du mich heute überall? Kann ich denn keine Stunde allein ſein, muß ich über jeden Gedanken Rede ſtehen. Du haſt mir Alles genommen, woran ich noch hing, biſt zwiſchen mich und den lieben Gott getreten, daß ich nun nicht einmal mehr zum Herrn Prediger gehen kann und mich um's Pfarrhaus ſchleichen muß, als hätte ich geſtohlen — meinſt Du denn, ſo etwas thue Einem nicht weh und man ſolle keine Gewiſſensbiſſe, keine Reue fühlen? Du magſt mich lehren, was Du willſt — ich werde nie wieder meines Lebens froh.

Was brauchteſt Du mir zu ſagen, es gäbe keine Geiſter, keine Engel, keinen Gott? Ich hab's ja nicht zu wiſſen verlangt! Ich habe Gott lieb gehabt und wenn mir's noch ſo ſchlecht ging, ſo konnte ich doch hoffen, er werde mich ſchützen und barmherzig ſein — und wenn kein Menſch mir gut war, ſo konnte ich doch denken, er ſei es. Und nun, nun muß ich alles hinnehmen, wie's kommt, und kann nichts mehr hoffen und nichts mehr lieben, nichts mehr — auch Dich nicht!"

Leuthold ſtreichelte lächelnd Erneſtinens Locken.

„Ich ſehe jetzt, daß ich einen Fehler beging, ein zehnjähriges Mädchen zu behandeln, wie einen zwanzigjährigen Jüngling. Man kann einen Kranken und Schwachen nicht dadurch ſtärken, daß man ihm zu kräftige Koſt reicht, er würde ſie nicht ertragen; das hätte ich bedenken und Deinem jungen Mädchengehirn nicht ſo viel zumuthen ſollen. Ich begreife Deinen Widerwillen gegen mich als den unſchuldigen Urheber Deiner geiſtigen Verdauungsbeſchwerden und vergebe ihn Dir. Vergieb Du auch mir, daß ich Deinen Verſtand überſchätzte, denn das iſt mein ganzes Unrecht gegen Dich!"

Erneſtine ſtand ſchweigend und düſter neben ihm

er konnte nicht errathen, was in dem verſchloſſenen Geſchöpf vorging.

„Ich will Dich hier laſſen, mein liebes Kind, bete weiter, von mir ſollſt Du nicht mehr geſtört werden. Gehe hin und küſſe Deinem Herrn Jeſus die Füße, das wird Dir Dein Herzchen erleichtern. Thue es doch, Erneſtine — wie, oder geniſt Du Dich vor mir? Soll ich hinaustreten? Gut!“

Er machte eine Bewegung, ſich zu entfernen, da hielt ihn Erneſtine am Arm.

„Ich will mit Dir gehen,“ ſagte ſie finſter, „ich könnte jetzt doch nicht beten, wenn ich auch wollte. Und ſo dumm, wie Du denkſt, bin ich auch nicht. Ich habe Alles begriffen, was Du mich lehrteſt — und ich glaube ja gar nicht mehr an — an — das Andere. Was verlangſt Du denn weiter? Weinen wird man doch können, ohne daß man gleich für einfältig zu gelten braucht und ich ſage Dir — weinen werde ich noch oft, öfter als lachen — weinen werde ich mein ganzes Leben lang.“

Und ſie ſchlug beide Hände vor das Geſicht und brach in lautes Schluchzen aus.

„Du biſt nervös, mein Kind. Deine jetzigen Thränen entſpringen Deiner Körperſchwäche und in

wenigen Jahren wirſt Du über das lächeln, was Du jetzt beklagſt! — Daß Du Niemanden mehr lieben kannſt, auch mich nicht, laß Dich nicht verdrießen. Solche Gewohnheiten der Kinderſtube legen ſich mit dem zunehmenden Verſtande ab. Wer frei ſein will, muß damit beginnen, nichts zu lieben — denn jedes Band, was unſer Herz an einen Andern bindet, iſt, wie ſchön es auch ſei, eine Feſſel. Wer ſtark ſein will, muß nicht das Bedürfniß haben, ſich an Andere zu lehnen. Hänge Dich an nichts als an die Wiſſenſchaft; alles Lebendige, das Du liebſt, kann Dir entriſſen werden, iſt nicht Dein und wird Dir Schmerzen bereiten, — die Wiſſenſchaft iſt Dein, iſt treu, iſt eine unverſiegbare Quelle der Freude. Die Menſchen ſind ungerecht, ſie meſſen Dich nicht nach Deinen innern, nur nach Deinen äußern Vorzügen und dieſe ſind zu gering, um Dir Geltung zu verſchaffen; die Wiſſenſchaft giebt Dir, was Du verdienſt, nach Deinem Fleiße mißt ſie ihre Gaben. Die Frauen werden Dich beneiden, denn Du wirſt ſie an Verſtand überflügeln, die Männer werden Dich geringſchätzen, denn Du biſt und wirſt nicht ſchön, ſie aber fordern vor Allem Schönheit vom Weibe. Bei den Menſchen wirſt Du daher nichts als Enttäuſchung finden, wenn

Du Dir nicht abgewöhnst, auf sie zu hoffen. Willst Du Dir jedes Leid, daß sie Dir zufügen werden, ersparen, so lerne früh, ihrer nicht zu bedürfen und dazu verhilft Dir allein die Wissenschaft, die Pflege des Geistes, denn er tilgt alle Mängel und Leiden unserer Menschlichkeit, nur in ihm erheben wir uns zu unserer vollen Würde. Deshalb, mein Kind, gieb Deinem Verstande die rechte Nahrung und bald werden die dumpfen Instinkte des Herzens in Dir ersterben vor dem klaren Gedanken. Du sehnst Dich nach Frieden — glaube mir, im Geiste allein, nicht in der Liebe wirst Du ihn finden!"

Ernestine ging stumm neben dem Oheim her, das Weiße in ihren Augen leuchtete seltsam durch die Dämmerung, als sie den Blick zu ihm erhob. Sie hatte nicht Alles verstanden, was er gesagt, dennoch theilte sich ihr die Eiseskälte, die seine Rede aushauchte, mit — und sie dankte es ihm, daß er ihrem heißerregten Gemüthe Fassung und Ruhe gab. — Leise und sanft, wie Schneefall in der Nacht, waren seine Worte in ihre Brust niedergerieselt und hatten, ohne daß sie es ahnte, die letzten Blüthen mit dichter, kalter Decke überzogen. Das junge Herz versank dar-

unter in Winterſchlaf und ſie hielt dies ſtille, ſchmerzloſe Erſterben für Frieden. —

Als ſie an ihrem Hauſe ankamen, fanden ſie den Wagen der Staatsräthin vor der Thüre.

„Oheim," ſagte Erneſtine erſchrocken und beſtimmt. „Geh hinein und ſieh nach, ob es gar die Frau Staatsrähin ſelbſt iſt, — wenn das wäre, bliebe ich hier draußen."

In dieſem Augenblick wurde die kleine Angelika am Parterrefenſter ſichtbar und rief vergnügt ihren Namen. Nun konnte Erneſtine nicht anders, ſie mußte hinein und da ſtand zu ihrem größten Schreck die majeſtätiſche Geſtalt der Staatsräthin vor ihr. — Sie begrüßte den ſich tief verbeugenden Leuthold mit einem leichten Neigen des Kopfes und reichte Erneſtinen die Hand.

„Du wollteſt mich bisher nicht ſehen, mein Kind, ich habe Dir wohl ohne Wiſſen und Wollen etwas zu Leide gethan?"

Erneſtine ſchwieg in peinlichſter Verlegenheit. Wenn ſie auch hätte ſagen wollen, was ihr die freundliche Frau gethan — ſie hätte es nicht gekonnt, denn ſie wußte es ja ſelbſt nicht; das unerfahrene Kind konnte nicht ahnen, daß es das Gefühl der Beſchä-

mung über die eigene Unzulänglichkeit einer solchen Frau gegenüber war, das ihm diese Scheu vor ihr einflößte.

Das Auge der Staatsräthin ruhte mit mitleidigem Ernst auf der schattenhaften Erscheinung, sie strich mit der Hand über die neugewachsenen schwarzen Locken der Kleinen und wandte sich dann an Leuthold, während Angelika, eine große Puppe auf dem Arm, Ernestine in eine Fensternische zog.

„Ich habe Sie aufgesucht, Herr Doctor, um so schnell als möglich ein dringendes Geschäft mit Ihnen zu besprechen!“

„Gnädige Frau,“ sagte Leuthold, sich verneigend, „ich fühle mich unendlich geehrt! Darf ich Ihnen einen dieser schlechten Stühle anbieten oder würden Sie geruhen, sich mit mir in meine Gemächer hinauf zu bemühen, wo ich Sie, wenn auch nicht Ihrer würdig, doch würdiger, als hier, empfangen könnte?“

Die Staatsräthin blickte nach den Kindern.

„Ich wünschte Sie einige Augenblicke allein zu sprechen, Herr Doctor.“

„Nun dann bitte ich die gnädige Frau, mir gütigst vorauszugehen.“ Damit öffnete Leuthold die Thür, um die Staatsräthin hinaufzugeleiten.

„Angelika," rief ſie der Kleinen zu, „bleibe bei Erneſtinen, bis ich wiederkomme."

Sie ſtieg nun mit Leuthold die Treppen hinan und als ſie, oben angekommen, ſich auf das Sopha niederließ und die behagliche hübſche Einrichtung des Zimmers überblickte, die muſterhafte Ordnung und Reinlichkeit, als ſie auf dem Tiſch vor ſich eine Menge Schulhefte mit der Aufſchrift: Erneſtine v. Hartwich liegen ſah, — da überkam ſie unwillkürlich eine Art von Zutrauen zu dem feinen ernſten Mann, der ſie mit ſo viel Anſtand empfangen hatte. Sie muſterte ihn mit dem Kennerblick einer erfahrenen Frau von Stand. Sein Benehmen war in der Form tadellos und ſeine regelmäßigen Züge trugen das Gepräge eines ungewöhnlichen Verſtandes. Die Staatsräthin, wie erfahren und vorſichtig ſie auch ſein mochte, war doch zu ſehr Weib, als daß das Aeſthetiſche in Leutholds Erſcheinung ſie nicht hätte beſtechen und geneigt machen ſollen, Heim's Urtheil über ihn für zu hart zu halten. Die Staatsräthin gehörte nicht zu den Frauen, denen eine ſchmale Hand mit wohlgepflegten Nägeln Achtung einflößen kann, aber die ſorgfältige Ordnung, die ſich an Leutholds Perſon wie in ſeiner Einrichtung zeigte, that ihrem weiblichen Auge wohl.

„Ich wundere mich über die Pünktlichkeit, welche ich hier ſehe, Herr Doctor," begann ſie, als Leuthold ſich ihr gegenüber geſetzt hatte, — „da Sie doch, wie ich hörte, jetzt der ordnenden Hand einer Gattin entbehren."

„Ja, gnädigſte Frau, ich bin leider allein, doch iſt mir ein gewiſſer Sinn für derlei Aeußerlichkeiten nur vielleicht in zu hohem Grade eigen und ich verwende deshalb mehr Sorgfalt darauf, als ſich wohl für einen Mann ſchickt."

„Bleibt Ihre Frau Gemahlin lang fort?" fragte die Staatsräthin prüfend.

Ueber Leutholds Miene verbreitete ſich ein Schatten. „Ich fürchte: Ja, gnädigſte Frau! Die Unglückliche beſaß nicht Liebe für mich und unſer Kind genug, um ſich den Entbehrungen zu unterwerfen, welche die Zerſtörung meiner Erbanſprüche an den Bruder uns auferlegte. Sie ging auf unbeſtimmte Zeit zu ihrem Vater zurück und da ſie es über ſich gewann, nun ſchon zwei Monate fern von unſerem Töchterchen zu bleiben, ſo zweifle ich an ihrer Wiederkehr."

„Das iſt aber ſehr traurig für Sie, Herr Doctor," bemerkte die Staatsräthin.

Leuthold fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

„Es iſt traurig, gnädige Frau, daß ich eine ſo falſche Wahl treffen konnte, daß ich Jahre der Mühe und Liebe darauf verwandte, ein Weſen zu veredeln und zu bilden, das nicht bildungsfähig war. Es iſt derſelbe Schmerz, der den Künſtler erfaßt, wenn er zu ſpät ſieht, daß er ſich in dem Marmor vergriff, den er geſtalten wollte. Er hat im Schweiße ſeines Angeſichts mit aller Hingebung und unſäglicher Mühe ein Gebild geſchaffen und wenn er es endlich der Vollendung nahe glaubt — da legt ſich unter dem Meißel plötzlich eine ſchwarze Ader bloß, verunſtaltet das ganze Werk und er hat vergebens gearbeitet und gehofft!“

Die Staatsräthin ſah ihn mit Intereſſe an. „Das iſt ein wenig kalt — aber ſehr poetiſch gedacht!“

„Ein Künſtler würde es nicht kalt nennen, gnädige Frau, denn er würde den Schmerz kennen, dem ich den meinen zu vergleichen wage.“

Die Staatsräthin nickte beifällig mit dem Kopfe. Leutholds Sprechweiſe gefiel ihr immer beſſer. Da trat Lene ein, an der einen Hand Gretchen und in der andern eine ſpiegelblanke hellbrennende Lampe, die ſie auf den Tiſch ſtellte.

„Ach, welch reizendes Kind!“ rief die Staatsräthin mit aufrichtiger Ueberraschung.

In Leutholds Gesicht ging wieder die Sonne auf, was die scharf beobachtende Frau mit Wohlgefallen bemerkte. „Nicht wahr, meine Gnädigste — es ist ein liebes Ding?“ sagte er, förmlich triefend von geschmeichelter Eitelkeit. „Sie thun einem Vaterherzen, welches eben erst die eigene Mutter das Kind verlassen sah — gar zu wohl! Ja — es ist ein wahres Gnadengeschenk für mich. Es hat die äußere Schönheit, welche mich einst an seiner Mutter so bestach, aber ich hoffe, ihm auch die Schönheit der Seele anerziehen zu können, welche mich jene vermissen ließ. So wird sie mir in der Zukunft alles ersetzen, was ich verlor; so lange ich diese Tochter habe, fordere ich nichts weiter vom Leben!“

Das edle große Herz der Staatsräthin ward durch diese Kundgebung eines schönen Gefühls vollständig gewonnen. „Wer so an seinem Kinde hängt, ist kein schlechter Mensch!“ dachte sie. —

Leuthold winkte Lenen, sich mit Gretchen wieder zu entfernen, und als dies geschehen war, warf die Staatsräthin wie zufällig hin: „Neben der Liebe für solch einen Engel wird aber wohl wenig Raum für

die arme blasse Ernestine in Ihrem Herzen geblieben sein?" —

Leuthold sah sie fest an. „Gnädige Frau, das kann mich eine Dame wie Sie, deren liebreiches Gemüth sich an so Vielen bethätigt, nicht im Ernste fragen."

„Sie haben Recht," sagte die Staatsräthin, „ich sollte es von mir wissen, wie viele Wesen man zugleich im Herzen tragen kann, ohne einem um des andern willen etwas zu entziehen. Aber ich bin eine Frau, deren Beruf es ist, zu lieben; ein Mann, und noch dazu ein Denker, als welcher Sie mir geschildert wurden, beschränkt seine Neigungen auf das, was ihm zunächst steht."

„Es ist natürlich und ich leugne es nicht, daß meine Tochter mir theurer ist, als meine Nichte, — dennoch glaube ich so viel Neigung für die letztere zu haben, als solch ein junges Wesen bedarf und als nothwendig ist, um meine Pflichten als Vormund nach allen Richtungen zu erfüllen. Sie ahnen nicht, gnädige Frau, welch' sorgsame Pflege der merkwürdige, frühreife Geist dieses Kindes braucht und welch' schwere Verantwortung es mit sich bringt, solch ein ungewöhnliches Naturell zu erziehen."

„Ich glaube das und bin überzeugt, daß sie nirgend besser aufgehoben wäre, als bei Ihnen. Aber die körperliche Pflege Ernestinens muß doch gerade jetzt, wo Sie weibliche Hülfe entbehren, eine rechte Last für Sie sein. Ich möchte Ihnen deshalb anbieten, Ihnen späterhin Ihr Amt ein wenig zu erleichtern. Sie wollen morgen nach dem Süden reisen und ich kann diesen Vorsatz um Ernestinchens Gesundheit willen nur loben. Wie ich höre, beabsichtigen Sie, in einem halben Jahre wieder zurückzukehren, um eine Anstellung hier zu suchen. Für diesen Fall wollte ich Sie bitten, mir Ihren Pflegling alljährlich auf mehrere Wochen oder Monate zum Besuch zu überlassen, denn Sie werden auch mitunter der Ruhe bedürfen, und wünschen, einige Zeit ganz sich selbst und Ihrem Töchterchen leben zu können. Würden Sie mir diesen Antheil an Ihrem und Ernestinchen's Geschick wohl gestatten?"

Leuthold verneigte sich. „Eine Frau, wie Sie, bringt jeder Zeit Segen und Freude, wohin sie kommt. Ich, meine Gnädigste, fühle mich Ihrer Theilnahme zu unwürdig, um sie auf mich zu beziehen. Deshalb darf ich Ihnen nicht in meinem Namen, sondern nur in dem meiner Nichte danken. Ich danke Ihnen aber

noch in einem andern Namen, in dem der unglücklichen, früh verblichenen Mutter des Kindes. Könnte sie aus jener Welt herübersehen und sich uns mittheilen, sie würde Ihnen besser lohnen, als meine schwachen Worte es vermögen.“

Der Staatsräthin traten die Thränen in die Augen, sie dachte an ihre kleine Angelika, wie es wäre, wenn sie die Mutter entbehren müßte, und in dieser weichen Stimmung versöhnte sie sich immer mehr und mehr mit dem räthselhaften Manne, dessen Benehmen und Erscheinung dem so sehr widersprach, was sie von ihm gehört.

„Also Sie billigen meinen Plan?“ fragte sie.

„Mein Wort darauf, gnädige Frau, sowie ich mit Ernestinen zurückkehre, soll sie die Ihrige sein, so lange Sie es wollen!“

„Ich danke Ihnen!“ sagte die Staatsräthin, fast erstaunt über diese schnelle Nachgiebigkeit. Es stand ihr nun fest, Heim habe dem sonderbaren Mann Unrecht gethan.

„Nachdem wir über diese Sache so schnell einig wurden,“ begann die Staatsräthin wieder, „darf ich hoffen, daß wir es auch über eine andere Angelegenheit werden, die mich zu Ihnen führt. — Ich komme

nämlich zu Ihnen, um die Hartwich'schen Besitzungen von Ihnen zu kaufen."

Ueber Leutholds Gesicht flog eine leichte Röthe.

„In der That, gnädige Frau, Sie sehen mich höchst erstaunt!"

„Sie wissen, daß mein Bruder Neuenstein schon lange wünschte, die Fabrik an sich zu bringen, aber schwere Verluste in einem andern Unternehmen machten es ihm für den Augenblick unmöglich, den Preis baar zu bezahlen, wie Sie es bedingten. — Da ich sah, wie viel ihm daran lag, seinem Sohne, meinem Neffen, eine feste Lebensstellung durch den Besitz und die Leitung der Fabrik zu gründen, beschloß ich mit Zustimmung meines Johannes und seiner Vormünder das Kapital für ihn zu erlegen. So eben traf aus Paris Johannes' Antwort auf meine Anfrage ein. Er ist vollkommen mit meinem Plane einverstanden, denn er liebt seinen Onkel und würde, wenn selbst die Gefahr eines Verlustes damit verknüpft wäre, denselben für ihn gerne tragen."

„Man weiß in der That nicht, was man mehr bewundern soll, gnädige Frau, Ihre Entschlossenheit und Energie, oder Ihr großmüthiges Herz! Wohl dem der eine solche Schwester hat!"

„Ach, bitte, ſchmeicheln Sie nicht," ſagte die Staatsräthin und eine Wolke des Mißfallens zog über ihre hohe, kräftige Stirn. „Solche Dinge ſind ja gar nicht der Rede werth. Ich wünſche Bruder und Neffen in meine Nähe zu feſſeln, was ich nicht könnte, wenn ſie genöthigt würden, ſich in einer andern Gegend anzukaufen; es trifft ſich gerade ſo ſchön, daß ich hier meinen Landſitz habe. Was ich alſo thue, iſt reiner Eigennutz. — Da Sie morgen früh abreiſen, wäre es wohl das Beſte, wenn wir jetzt gleich die Sache in Ordnung brächten. Ich würde meinem Bruder dann heute Abend den Verkaufscontract unter die Theetaſſe legen!"

„Eine fürſtliche Art zu überraſchen," verſetzte Leuthold und eilte dienſtfertig zum Schreibtiſch, um das Document aufzuſetzen. Dieſer Verkauf kam ihm eben recht, denn es lag ihm alles daran, mit Erneſtinen im Süden zu bleiben, um ſeine Erziehungsmethode den Blicken ihrer jetzigen Gönner zu entziehen, und durch die Entäußerung des Gutes fiel der letzte Grund weg, der ihn zwingen konnte, wieder auf den Schauplatz von Erneſtinens Kindheit zurückzukehren.

Mittlerweile ſaßen Angelika und Erneſtine unten

in der ehemaligen Plättſtube am Fenſter und führten ein gar ernſtes Geſpräch. Angelika hatte von ihrem Bruder die Schreipuppe, von der ſie geglaubt, er werde ſie ihr mitbringen, heute geſchickt erhalten. Sie war außer ſich vor Entzücken und konnte nicht begreifen, daß Erneſtine ſo gleichgültig bei dem Anblicke des Wunderwerkes war. Sie hatte ſie mehrmals Papa und Mama ſagen und die Augen öffnen und ſchließen laſſen — Erneſtine blieb kalt. Sie fand die Ausſprache der Worte Papa und Mama undeutlich und behauptete, die Augendeckel klappten mit zu vielem Geräuſch auf und zu.

Daß ſie ſchon eine angehende Menſchenfeindin war, ſchmerzte Angelika nicht, denn ſie bemerkte es nicht, aber ſie als eine Puppenfeindin kennen zu lernen, das that dem kleinen Mädchen bitter weh. „Du wirſt nie Freude an einer Puppe erleben," ſchalt es, „wenn Du ſie ſo wenig leiden kannſt!"

„Was ſollte ich auch wohl daran für Freude erleben?" ſpottete Erneſtine bitter.

„So? Das kannſt Du nicht wiſſen! Du denkſt wohl, die armen Dinger fühlen es nicht, wenn man häßlich mit ihnen iſt? Mama ſagt, ſie wüßten es wohl und trügen es nach, wenn ſie es auch nicht zeigten!"

„Glaubst denn Du Alles, was Deine Mutter sagt?“ frug Ernestine kopfschüttelnd.

„Ei gewiß, das versteht sich. Mama spricht immer die Wahrheit.“

„Woher weißt Du das?“

Angelika sah Ernestine groß an. „Woher? Ei ich weiß es eben.“

„Ja, aber wer sagte Dir's?“

„Niemand — ich weiß es von mir selbst.“

Ernestine blickte schweigend vor sich nieder.

„Ich weiß es von mir selbst —“ wiederholte sie in Gedanken und konnte nicht begreifen, warum das Wort sie so seltsam traf. „Wenn sie nun aber doch einmal etwas behauptet, was man nicht glauben kann?“

„Ach, was eine Mutter sagt, muß ein Kind immer glauben.“

„Wenn man's nun aber nicht kann?“

„Man muß es aber können!“ schrie Angelika ganz böse.

„Man muß es können, — wie ist es möglich etwas zu glauben, weil man muß? Das steht ja doch nicht in unserm Willen,“ sagte Ernestine und dachte bei sich, Angelika sei sehr thöricht; da fiel ihr aber

plötzlich ein, daß der alte Pfarrer ja nicht einmal klüger ſei, denn er hatte auch geſagt: man müſſe glauben und wenn man's nicht thue, ſo begehe man eine Sünde — und dennoch konnte ſie's nicht — wie war's denn nun mit dem Muß?

„Erneſtine, ſtarre doch nicht ſo vor Dich hin," unterbrach Angelika ihr Brüten, „ſieh nur, wie mein Püppchen ſitzen kann — ganz allein, ohne Lehne! Ach, gieb ihm nur einen einzigen Kuß, es iſt ja Deine Namensſchweſter, ich taufte es Erneſtine."

„Nein, ich mag nicht, ſolch ein lederner Balg fühlt es nicht und ich küſſe nichts, was nicht fühlt, noch lebt."

„O Erneſtine, ſag' das nicht. Sie iſt nicht lebendig, aber ſie könnte es doch werden. Mama erzählte mir einmal von einem Manne in Griechenland Namens Pygmalion, der habe ſich eine ſteinerne Puppe gemacht und ſie ſo liebgewonnen, daß ſie erwarmte und lebendig wurde. Siehſt Du, da meine ich nun, wenn ich meine Puppe recht lieb hätte, dann würde ſie am Ende auch lebendig und ich fühle, daß ich ſie ſehr, ſehr lieben werde! Papa und Mama kann ſie ohnehin ſchon ſagen, — das konnte ja dem Herrn Pygmalion ſeine nicht einmal, und ſo denke ich, es

vielleicht doch noch ſo weit mit ihr zu bringen, wie er!“ —

Und ſie drückte den „ledernen Balg“ an ihr kleines Herz, ſchaute ihm zärtlich und hoffnungsvoll in die blauen Glasaugen und war unendlich zufrieden.

Erneſtine ſah ihr mit wehmüthiger Verwunderung zu, jetzt erſt ward ihr das ſchöne Wort verſtändlich: „Der Glaube macht ſelig!“ und ſie beneidete das Kind um ſeine Seligkeit.

„Würdeſt Du nicht lieber ein Hündchen oder Kätzchen haben?“ fragte ſie milde, „das lebt, ißt und trinkt doch und man kann es füttern, es verſteht, was man mit ihm ſpricht, läuft einem nach und iſt anhänglich — wäre das nicht hübſcher?“

Ueber Angelika's roſiges Geſichtchen zog, wie ein Sonnenwölkchen, ein kleiner, ganz kleiner Kummer. „Ach!“ ſeufzte ſie, „ein Hündchen haben wir, aber ich kann es nicht füttern — es ißt und trinkt nicht!“

„Warum nicht, iſt es krank?“

„Nein, es iſt ausgeſtopft!“

Erneſtine konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, „dann habt Ihr ja doch keinen Hund.“

„Freilich, es iſt ja unſer Aſſor! Er iſt nur geſtorben und Mama ließ ihn ausſtopfen. Nun liegt

er immer ſtill am Ofen und rührt ſich nicht, und Mama ſagt, er würde nicht wieder lebendig. Ach, Erneſtine, es iſt ſo traurig, — wenn ich ihn ſtreichle, leckt er mich nicht mehr! Ich rufe ihn wohl hundertmal bei Namen und meine, er müſſe den guten ſchwarzen Kopf nach mir umdrehen, aber er thut es nicht, er ſieht und hört mich nicht mehr — und er hat mich doch ſo lieb gehabt."

Die Kleine zog ihr Tuch aus dem Täſchchen und fing an zu weinen.

Erneſtine ſuchte ſie zu beruhigen. „Deine Mutter hätte den Hund begraben laſſen ſollen, — Du hätteſt ihn dann vergeſſen und müßteſt Dich nicht um ihn grämen."

„Nein, o nein, das hätte ich durchaus nicht gemocht. In die kalte Erde ſtecken, das treue alte Thier?! Das verdiente er nicht — er war ſo brav, er ging uns nie von der Seite und als er ſchon faſt nicht mehr laufen konnte, kroch er aus ſeinem Körbchen, um uns zu begrüßen, wenn wir in die Stube kamen. Und als er auf meinem Schooße ſtarb, da ſchaute er mich ſo traurig an, als wollte er ſagen: nun muß ich fort von Euch, — und ich ſollte ihn verſcharren und vergeſſen wollen? Das wäre ja abſcheulich! Nein,

nein bei uns am Ofen ſoll er liegen, da hat er es doch beſſer als unter dem Boden und ich will immer daran denken, wie gut er war. — Und weißt Du, wenn Mama einmal ſtirbt, darf ſie auch nicht begraben werden — dann ziehe ich ihr ein Nachtjäckchen an und lege ſie in ihr weiches Bett, darin mag ſie bleiben. Dann denke ich mir, ſie ſei krank, ſetze mich alle Tage zu ihr, erzähle ihr was, und wenn ſie mir auch nicht antwortet, ich weiß doch, was ſie mir ſagen würde, wenn ſie ſprechen könnte. Und wenn ſie mich auch nicht mehr küſſen kann, ſo will ich ſie deſto zärtlicher küſſen. Nicht wahr, das iſt doch beſſer, als wenn mir gar nichts mehr von ihr übrig bliebe?"

Erneſtine ſchüttelte den Kopf. „Das geht nicht, Angelika, Leichen kann man nicht aufbewahren, ſie verweſen ja! Was denkſt Du nur?"

„Ach! Du ſagſt bei Allem, das geht nicht, das iſt nichts — und verdirbſt Einem die Freude. Weißt Du, daß das gar nicht hübſch von Dir iſt?"

Erneſtine fühlte ſich beſchämt. Sie hatte faſt an Angelika gehandelt, wie Leuthold an ihr. Das Kind empfand es ſchon ſchmerzlich, daß ſie ſeine Puppen herabſetzte und ſeine kindiſchen Hoffnungen nicht

theilte — und ſie ſollte nicht zucken, als ihr der Oheim die Hoffnungen des ganzen Daſeins aus dem Herzen riß und ihr das Höchſte, das Heiligſte in den Staub zog? Sie lehnte die gedankenſchwere Stirn an die Scheiben und ſchaute den grauen jagenden Wolken nach, durch die kein Stern, kein Mondesſchimmer drang. Es war dunkel im Zimmer geworden, ohne daß es die Kinder bemerkt hatten und Rieke erſchreckte ſie faſt, als ſie plötzlich eintrat und Licht brachte.

„Kommt denn die Mama noch nicht bald?“ fragte Angelika mit einem tiefen Seufzer, „ſagen Sie ihr doch, ich möchte nach Hauſe.“

„Ich werd's beſtellen!“ erwiederte Rieke und ging hinaus.

„Du haſt es ſatt bei mir?“ flüſterte Erneſtine ſchmerzlich vor ſich hin: „nicht wahr, Du kannſt mich auch nicht leiden?“

Angelika ſchwieg verlegen. Ueber Erneſtinens Geſicht flog ein Zug tiefſter Bitterkeit. „Nun, 's iſt echt — dann brauche ich Dich auch nicht gern zu haben. Der Oheim würde doch nur ſchelten, wenn ich's thäte!“

„Was, warum denn?“ fragte Angelika verwundert.

„Weil es dumm iſt, etwas Anderes zu lieben als die Wiſſenſchaft — und weil mich doch Niemand mag — Niemand!“

Während ſie ſo ſprach, fuhr ein Wagen an und heraus ſtieg der alte Heim. Erneſtine erſchrak, ſie hatte ein Gefühl, wie wenn der Pfarrer käme, den ſie heute gemieden. Die Thür ging auf und er trat ein.

„Nun, da ſeid Ihr Beiden?“ rief er in ſeiner biederben Art. „Ich wollte Dir noch Lebewohl ſagen, Erneſtinchen, ehe Du auf ſo lange fortgehſt. — Aber warum ſteht Ihr ſo verlegen da? Habt Ihr Euch um die Puppe gezankt? Ei was für eine Staatsmamſell!“ er nahm die Puppe, ſetzte ſich mit ihr auf einen Stuhl und ließ ſie auf ſeinen Knieen reiten, wodurch ſich der Mechanismus in Bewegung ſetzte und die Puppe laut Mama ſchrie. „Ach, Herr Jeſus, wie bin ich erſchrocken,“ lachte der alte Herr. „Das iſt aber ein unartiges Kind — Du mußt es beſſer ziehen, Angelika, daß es fremde Leute nicht gleich ſo anſchreit.“

Angelika klatſchte in die Hände vor Freude. „O, ich wußte es wohl, Onkel Heim, daß ſie Dir gefallen würde, — Du wirſt ſie lieb haben, wie alle meine Puppen, nicht wahr?“

„Das verſteht ſich, ſie iſt wirklich ein ausgezeich-

netes Frauenzimmer und verdient, daß ich ihr nächstens eine Zuckerdüte mitbringe.“

„Ach ja, Onkel, ach ja!“ jubelte Angelika.

„Aber Du sorgst mir dafür, daß sie nicht zu viel ißt, sonst muß sie in's Bett wie Deine alte Selma und Onkel Heim soll wieder den Puppendoctor machen.“

„Nein, nein, Onkel, ich will schon selbst miteſſen, bringe nur bald die Düte, nicht wahr?“

Heim hatte mittlerweile sein Auge beobachtend zu Erneſtine hinüberſchweifen laſſen, die ſtumm zur Seite ſtand.

„Nun? was ſagt denn unſere Erneſtine zu dem Weltwunder?“

„Ach Onkel,“ klagte Angelika, „ſie hat ſie einen ledernen Balg geſchimpft.“

Heim ſah Erneſtine nachdenkend an: „So jung und ſchon ſo ſkeptiſch? Kaum zehn Jahre alt und ſchon keine Freude an Puppen mehr? Armes Kind!“

Erneſtine ſchwieg. Die Worte „armes Kind“ fielen wie heißes Blei in eine offene Wunde. Heim gab Angelika die Puppe zurück: „Komm her, Erneſtinchen.“

Sie näherte ſich ihm ſcheu und langſam.

„Was iſt denn mit Dir vorgegangen? Siehſt Du doch aus, als hätteſt Du ein böſes Gewiſſen?“

„Das hat ſie auch, Onkel Heim,“ unterbrach ihn Angelika, „denn ſie ſagte vorhin, es ſei dumm, Jemanden lieb zu haben und das iſt doch gewiß ſehr unrecht von ihr!“

„Das haſt Du geſagſt?“ fragte Heim im höchſten Erſtaunen.

Erneſtine glaubte in die Erde zu ſinken, ſie faltete bittend die Hände: „Ach verzeihen Sie mir, bald iſt mir's ſo, bald anders — ich weiß ja gar nicht mehr, was ich thue und was ich rede, ich weiß nur, daß ich ein elendes, elendes Ding bin!“

Heim ſchüttelte den Kopf und zog das zitternde Kind zu ſich hin: „Herzchen, vertraue mir's an — iſt Dein Oheim hart gegen Dich, mißhandelt er Dich? Sprich!“

„Nein, o nein — er iſt ja gut — er thut mir nie etwas zu Leide, er giebt mir kein böſes Wort — das iſt's nicht, das nicht!“

„Ich verſtehe, Du fühlſt trotzdem, daß er Dir ferne ſteht — Du entbehrſt eben immer die Eltern und brauchſt Licht und Wärme, Du arme, verkümmerte Pflanze. Na warte nur! Wenn Du in den ſchönen

ſonnigen Süden kommſt mit ſeiner Farbenpracht und Lebensfülle, da wird Dir wohler ſein und das Herz wird Dir aufgehen. Gerne hätte ich Dich bei mir behalten, hätte Dich treu und liebevoll erzogen und Dir den Vater erſetzt, aber es durfte nicht ſein — Gott wird es ja wohl wiſſen, warum — und ſo ſehe ich Dich wenigſtens mit den beſten Hoffnungen für Dein körperliches und geiſtiges Gedeihen in jene milden, freundlichen Gegenden ziehen.“

Erneſtinen war es, als ſchmölzen ihr dieſe väterlichen Worte das Herz. Sie preßte Heim's Hände an die Lippen, ſie wollte ihm Alles geſtehen. „O ſprechen Sie nicht ſo zu mir!“ — rief ſie mit überſtrömendem Gefühl, „nicht ſo gütig, ich verdiene es nicht!“

„Armes ſchuldloſes Kind, was ſollteſt Du verbrochen haben, daß Du kein Wohlwollen mehr verdienteſt? Erneſtinchen, raffe Dich auf, was wandelt Dich nur ſo plötzlich an?“

„Ach, wenn Sie wüßten —“ rief Erneſtine — da ging die Thür auf und zur rechten Zeit erſchien Leuthold, um zu verhindern, was alle ſeine Pläne zerſtört haben würde.

„Herr Geheimerath — ich irrte mich alſo doch nicht — der Wagen, der anfuhr, war der Ihre. Die

Frau Staatsräthin ist in Geschäften bei mir und wünscht Ihre Anwesenheit bei Unterzeichnung eines Vertrages.“ —

„Schön, ich komme,“ sagte Heim kurz und ging mit Leuthold hinaus.

„Nun fährt Onkel Heim mit uns nach Hause!“ jubelte Angelika. „Nicht wahr, Ernestine — er ist gut?“

„Ja, ach ja!“ hauchte Ernestine wie träumend vor sich hin und blieb lange regungslos neben dem Stuhle stehen, auf dem Heim gesessen hatte. Da trat er endlich mit Leuthold und der Staatsräthin wieder ein.

„Angelika!“ sagte die Letztere, „wir müssen eilen, daß Onkel Neuenstein nicht mit dem Thee wartet. Lebe wohl, Ernestinchen, Herr Gleißert wird Dir sagen, was wir nach Deiner Rückkehr mit Dir vorhaben. Erhole Dich recht, mein gutes Kind, daß Du uns froh und gesund wieder kommst.“

Angelika küßte Ernestine rasch und zog ihre Mutter zur Thüre.

Ernestine stand schweigend mit niedergeschlagenen Augen. Da kam Heim auf sie zu und schloß sie in die Arme. Er sagte nichts als: „Gott segne Dich!“

aber dies Wort erſchütterte ſie im Tiefſten und als er ſich zum Gehen wandte, ſank ſie laut ſchluchzend nieder.

Die Fremden waren fort, die Wagen von dannen gerollt. Leuthold, der ſie geleitet hatte, ſcherzte längſt auf ſeinem Zimmer mit Gretchen und noch lag Erneſtine in dem öden Gemach auf den Knieen und weinte über dem Grabe ihrer Kindheit.

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Capitel: „Nur ein Mädchen" 1

2. „ Das Märchen vom häßlichen jungen Entlein 36

3. „ Sühne 96

4. „ Die trauernden Hinterbliebenen 133

5. „ Enttäuschung 156

6. „ Seelenmord 196

7. „ Abschied 236

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Arzt der Seele.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller
aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

Alexis, Willibald, Cabanis. Vaterländischer Roman. 4. Aufl. 2 Bände. Geh. 20 Sgr.

Auer, A. von, Fußtapfen im Sande. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Bacher, Julius, Napoleons letzte Liebe. Historischer Roman. 6 Bände. Geh. 9 Thlr.

Baudissin, Graf Ulrich, Gattin und Tochter. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Baudissin, Graf Ulrich, Liebe und Leidenschaft. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

Becker, August, Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen. Geh. 20 Sgr.
Inhalt: Todt und lebendig. Eine Erzählung aus der Cholerazeit. Zigeunerstoffele. Eine Adventsgeschichte.

Becker, August, Verlobt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 15 Sgr.

Becker, August, Des Rabbi Vermächtniß. Roman in 3 Abthl. à 2 Bände.
Erste Abthl.: Der Maler. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
Zweite Abthl.: Der Kabbalist. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
Dritte Abthl.: Der Erbgraf. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Becker, August, Hedwig. Roman aus dem Wasgau. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., William Hogarth. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der deutsche Michael. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Byr, Robert, Mit eherner Stirn. Roman. 4 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Diefenbach, Lorenz, Margarethe. Novelle. Geh. 1 Thlr.

Friedrich, Fr., Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr..

Galen, Ph., Walram Forst, der Demagoge. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Galen, Philipp, Jane, die Jüdin. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Galen, Philipp, Das Irrlicht von Argentières. Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Georg, II. und die schöne Minette. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Guischard, W., Eine Verschwörung in Venedig. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr 15 Sgr.

Guseck, Bernd von, Im Herzen von Deutschland. Historische Erzählung. 2 Bände. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Guseck, Bernd von, Der Welfenlegionair. Hist. Erzählung. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Digitized by Google